Der Stern

Heft 11 * 8. Jahrgang * 13. März 1955 * Verlagsort Hamburg

Der Bildbericht der Woche:

Wie die Moskauer auf Urlaub fahren

50 PF

DIE GROSSE ILLUSTRIERTE

JÜRGEN THORWALD

Das Jahrhundert der Chirurgen

Ein Bericht ohne Beispiel

Marlene Dietrich beglückwünscht Hildegard Knef zu ihrem Erfolg am Broadway



DER LEBENSRETTER

Horst Stenzel bewahrte drei seiner Geschwister vor dem sicheren Tode. Weil seine Eltern in bitterer Armut lebten, mußten die Kinder durch Bastweben mithelfen, das tägliche Brot zu verdienen. Sie saßen in der Werkstatt, als plötzlich der Bast Feuer fing. Die Kinder wären verbrannt, wenn Horst nicht den Mut zu einer Verzweiflungstat gefunden hätte. Unser Bericht auf *Seite 14* *schildert das Drama dieser Nacht in der Kate des Bastwebers Stenzel*



erscheint an jedem Mittwoch im

Verlag Henri Nannen GmbH

Hamburg 1, Curienstraße 1, Pressehaus Telefon 32 28 91 · Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Redaktion: Lore Bollermann, Dr. Horst Claus, Günther Dahl, Joachim Heldt, Hans Neumeyer, Hans Nogly, Rolf Oertel, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Kurt Wolber

Chefreporter: Pitt Severin

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Telefon 24 51 52, Fernschreiber Berlin 0283 867

Süddeutsche Redaktion:
Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Telefon 5 53 53, Fernschreiber München 05 23204

Westdeutsche Redaktion:
Günter Peis, Düsseldorf, Scharnhorststraße 6, Telefon 4 84 67

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt am Main, Auf der Körnerwiese 5, Telefon 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Freiburg im Breisgau, Karlstraße 40, Telefon 4295

Ausländische Redaktionen:

Wien: Eberhard J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstraße 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber und Telex 01/1633

Zürich: Erna Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25

Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10

Paris: Edmond Lutrand, Paris VIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Babylon 1136

London: Peter G. Wichman, London NW 6, The Croft, Greville Place, Telefon MAI 2707, Telegramme: pixfeature · London

Skandinavien: Världsfoto, Stockholm-Solna, Hagavägen 77, Tel.: 27 00 88

New York: Yvonne M. Spiegelberg, New York 28 N. Y., 162 East 81st Street, Telefon BUtterfield 8-6976

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 1. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hambg. 1, oder Postscheck Hambg. 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe i. Holst. Printed in Germany

Frauen ans Gewehr. *In Israel werden weibliche Truppenverbände genau so gedrillt wie Männer. Der Feind ist Ägypten, trotz des Waffenstillstandes vor sechs Jahren. In Ägypten ziehen Kamelreiter (rechts) zur Grenze*

Israel: Brennende Grenze



Die Welt hält wieder den Atem an. Israelische Truppen überfielen und töteten an einem Kriegsgefahrenpunkt erster Ordnung, an der Grenze bei Gaza, 42 Ägypter. Am See Genezareth kam es zum Feuergefecht zwischen Israelis und Syrern. Schuld an dem Massaker von Gaza haben die Israelis, hat eine UN-Kommission festgestellt. Und die Weltmächte konferieren fieberhaft, um den gefährlichen Brand zu löschen, bevor er zum Krieg führt.



Das Zärtlichkeitsbedürfnis *des Chemikers Dr. Temming ous Glückstadt an der Elbe wondte sich vor ollem den weiblichen Lehrlingen seines Betriebes zu. Auf diesem, mit einem Selbstouslöser geknipsten Foto widmet er sich gerode der schworzhaarigen Hertha, die ihn 1949 durch ihre folsche Aussage retten mußte, als der Staatsonwolt sich mit den Verhältnissen in Temmings „Kompfstoff-Labor" befoßte. Der Fobrikont wor wegen Unzucht mit Abhängigen angeklogt. Herthos folsche Aussage ersporte ihm die Verurteilung. Für die Peinlichkeiten dieses Prozesses röchte sich Dr. Temming spöter on dem Zeugen Hallwoss, den er beschuldigte, ols Polizeibeomter im Jahre 1943 Aussogen von ihm und den Zeugen erpreßt zu haben. Hollwass, der seine Unschuld nicht beweisen konnte, do die Akten ols verloren golten, wurde mit*

Einen Goldzahn oder eine

versprach Dr. Temming seinem Lehrmädchen für die falsche





„Das ist ein gemeines Komplott", *rief der Angeklagte Heinrich Hallwass, als der Chemiker Heinz Temming (links) und seine gehorsomen Angestellten Richord Guttenberg und Mox Schiller (aben) behaupteten, Hollwoss habe sie im Jahre 1943 bei einem Verhär erpreßt und sie gezwungen, willkürlich diktierte Protokolle zu unterschreiben. Das Gericht gloubte den folschen Zeugen*



Gestapoleiter *a. D. Heuck bebehouptete doß er bei den domaligen Verhören nicht dobei gewesen sei, die Protokalle ober vernichtet hobe. Diese Unwohrheit holf mit, Hollwass ins Zuchthaus zu bringen*

Da wir die Beschlagnahmefreudigkeit einiger deutscher Gerichte aus Erfahrung kennen, weisen wir darauf hin, daß die Redaktion des Stern für sämtliche in diesem Bericht aufgestellten Tatsachenbehauptungen die dokumentarischen Beweise in Händen hält. Wir sind bereit und in der Lage, diese Dokumente innerhalb

Du wünschtest dir doch einen Zahn von mir. Statt dessen schlägst du jetzt einen Besuch in Hamburg vor. Was möchtest du denn nun eigentlich?" Vor diese Wahl stellte Dr. Heinz Temming, Hauptaktionär der Temming AG. in Glückstadt, am 15. Dezember 1949 seinen früheren Lehrling Hertha X. Diese Großzügigkeit des Chefs hatte ihren guten Grund, denn kurz zuvor hatte Hertha ihn durch eine falsche Aussage in einem Strafprozeß vor der Großen Strafkammer in Itzehoe aus einer höchst



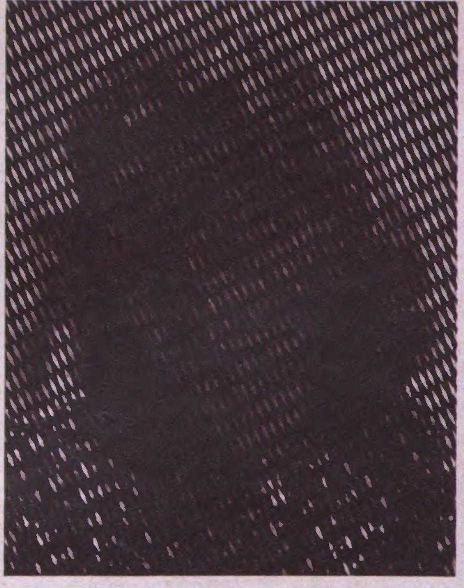
15 Monaten Zuchthaus bestraft. Wie es in einem Wiederaufnahmeverfahren ihm dennoch gelang, die Akten herbeizuschaffen und das Komplott Dr. Temmings zu zerschlagen, erzählt unser abenteuerlicher Bericht

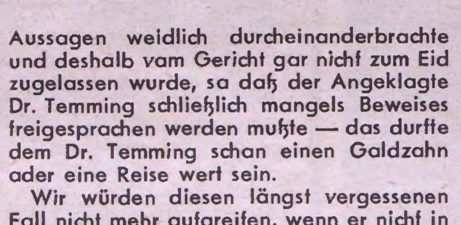
Reise

Aussage vor Gericht

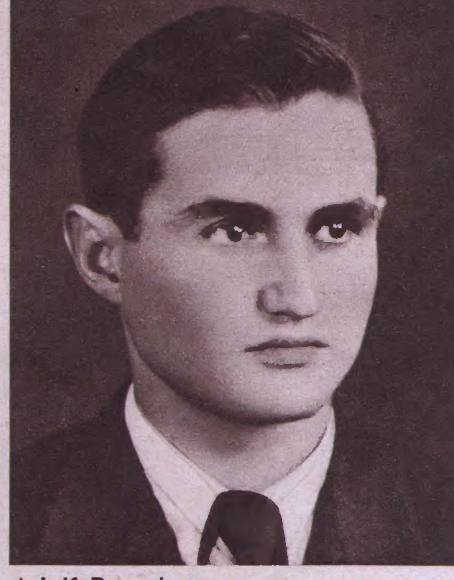
von 24 Stunden jedem Gericht der Deutschen Bundesrepublik vorzulegen. Ein Antrag irgendeines der Beteiligten auf Erlaß einer Einstweiligen Verfügung ohne mündliche Verhandlung wäre daher ein eindeutiger Rechtsmißbrauch. Aus Gründen des Taktes haben wir die Namen der beteiligten Mädchen geändert.

peinlichen Situation gerissen. Denn das Verbrechen, dessen der Dr. Temming im August 1949 angeklagt war, gehört zu den übelsten und verächtlichsten, die das deutsche Strafgesetzbuch kennt: man warf ihm vor, sich an weiblichen Lehrlingen seines Betriebes, die zu ihm in einem Abhängigkeitsverhältnis standen, vergangen zu haben. Und Hertha X. war von der Staatsanwaltschaft als Belastungszeugin zitiert worden. Daß sie sich bei ihrer Vernehmung an nichts mehr erinnern konnte, daß sie ihre





Hier sollte *ein Foto des ehemaligen Laborlehrlings Vera, der heutigen Frau des Dr. Heinz Temming, erscheinen. Aber da Vera Temming keine Person der Zeitgeschichte ist, dürfen wir das Bild gegen ihren Willen hier nicht veröffentlichen*



Adolf Bensch *liebte eine Ukrainerin, die mit ihm zusammen bei Temming arbeitete. Doch Fabrikspitzel zeigten ihn beim Chef an. Er kam ins KZ wegen „Spionage". Bei der „Frontbewährung" traf den links erblindeten Bensch eine russische Kugel*



Liebesbriefe, *die die Ukrainerin Sofia an den Arbeitskollegen Bensch schrieb, wurden auch ihr zum Verhängnis. Sie starb im KZ Ravensbrück. Sogar ein NS-Ehrengericht verurteilte im Kriege Temmings schlechte Behandlung der Fremdarbeiter*

Aussagen weidlich durcheinanderbrachte und deshalb vom Gericht gar nicht zum Eid zugelassen wurde, so daß der Angeklagte Dr. Temming schließlich mangels Beweises freigesprochen werden mußte — das durfte dem Dr. Temming schon einen Goldzahn oder eine Reise wert sein.

Wir würden diesen längst vergessenen Fall nicht mehr aufgreifen, wenn er nicht in seinem weiteren Verlauf ungeahnte Folgen gehabt hätte. Und diese Folgen betreffen weniger den Dr. Temming als einen Mann, der in jenem Verfahren als Zeuge auftrat: den Gerichtsreferendar Heinrich Hallwass. Ihn hat die Temming-Geschichte vier Jahre seines Lebens gekostet, und er hat es dem Dr. Temming zu verdanken, wenn er heute mit 41 Jahren noch immer als Referendar die Gerichtsbänke drückt. Denn aus dem Zeugen Hallwass wurde bei „passender Gelegenheit" der Angeklagte Hallwass und der Zuchthäusler Hallwass, und kein freisprechendes Urteil kann ihm heute die verlorenen Jahre und die Gesundheit wiedergeben, die er damals einbüßte, als Dr. Temming an ihm Rache nahm.

Wir schreiben den 7. März 1951. In der „Norddeutschen Rundschau" steht an diesem Tage folgender Artikel mit dreispaltiger Überschrift:

Gestapo-Beamter droht mit KZ

Am Donnerstag beginnt vor der Großen Strafkammer des Itzehoer Landgerichts in Glückstadt ein Strafprozeß gegen den Referendar Heinrich Hallwass, dem zur Last gelegt wird, im Jahre 1943 in Glückstadt als Beamter in einer Untersuchung Zwangsmittel angewendet zu haben, um Geständnisse und Aussagen zu erpressen.

Hallwass wurde während des Krieges als Kriminalassistent von Hamburg zu Ausbildungszwecken zur Gestapostelle Kiel versetzt. Von hier aus beorderte man Hallwass zu einer Vernehmung im Ermittlungsverfahren gegen den Inhaber und zwei Mitglieder der Firma Peter Temming AG nach Glückstadt. Dem Inhaber der Firma wurde unsoziales Verhalten gegenüber der Belegschaft und verschiedene strafrechtliche Vergehen zur Last gelegt. Am 18. August 1943 vernahm Hallwass den Chemiker Dr. Heinz Temming als Beschuldigten.

Er fertigte im Anschluß an die Vernehmung ein Protokoll an, in dem er die Angaben des Dr. Temming unrichtig wiedergab. Als Dr. Temming sich daraufhin weigerte, das Protokoll zu unterschreiben, erklärte Hallwass ihm, wenn er nicht unterschriebe, würde er ihm monatelang Gelegenheit geben, über sein jetziges Verhalten nachzudenken. Daraufhin unterschrieb Dr. Temming. Wenige Tage später vernahm Hallwass in der gleichen Sache den Oberlaboranten der Firma Temming, Max Schiller.

Auch im Anschluß an diese Vernehmung fertigte er ein Protokoll an, das die Aussagen Schillers unrichtig wiedergab. Als Schiller sich daraufhin weigerte, das Protokoll zu unterschreiben, erklärte ihm Hallwass, seine Nichtzugehörigkeit zu einer NS-Organisation genüge schon allein, um ihn in ein Konzentrationslager zu bringen.

In der Befürchtung, sonst festgenommen zu werden, unterschrieb Schiller das un-

[FORTSETZUNG AUF SEITE 50]

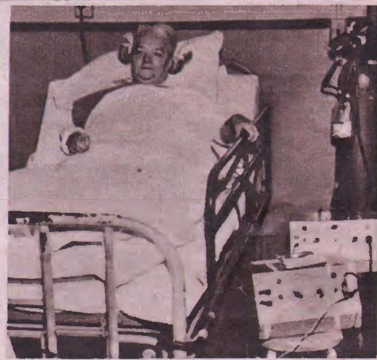


Kriminalkommissar Hallwass *ins Zuchthaus zu bringen, war der ausgeklügelte Plan des Temming. Er schaffte es. Auf Grund falscher Zeugenaussagen wurde Hallwass zu 15 Monaten verurteilt. Im Zuchthaus wurde er aber so schwer krank (rechts), daß er schließlich wieder entlassen werden mußte. In der Freiheit gelang es ihm später, die Beweise seiner Unschuld zu finden*



DAS GLÜCK LÄCHELT WIEDER für Anne Hughes. Vor einer Woche war sie noch ratlos und verzweifelt, als sie erfuhr, daß sie durch einen Zufall ihren eigenen Bruder Geoff geheiratet hatte. Nun bot ihr das Schicksal noch einmal die Hand. In einem christlichen Hospiz in London lernte sie den jungen Korporal Donald Anderson kennen. „Es war Liebe auf den ersten Blick", gestand sie ihrem erstaunten Exgattenbruder Geoff. „Er hat soviel Ähnlichkeit mit dir, und die Kinder brauchen doch wieder einen Vater." Geoff ist etwas traurig, aber doch froh, daß seine kleine Schwester nun wieder lächelt. Vor ein paar Tagen haben Anne und Donald geheiratet. Geoff wünschte ihnen viel Glück und beschloß ihrem Beispiel zu folgen





DAS STÄHLERNE HERZ rettete Frau Colin McKenzie aus Boston neunmal das Leben. Über ein Jahr lang lag sie in dem Bostoner Krankenhaus neben dem „Schrittmacher", ihrem Lebensretter (rechts). Diese neue Maschine bringt ein Herz, das schon zu schlagen aufgehört hat, durch verschiedenartige elektrische Impulse wieder in Gang und übernimmt den Herzschlag so lange, bis das Herz wieder aktiv wird und sein normales Tempo zurückgewinnt. Glücklich helfen Bill, ihr Sohn, und ihr Mann der genesenden Mutter in den Rollstuhl (oben)





DER TOD IN DER MÜLLTONNE schien den drei neugeborenen Hundekindern in Wiesbaden bestimmt. Sechzehn Stunden lagen die kleinen Terriers zwischen Asche und Schnee (links). Herr Immik fand die steifgefrorenen Hündchen und brachte sie ins Tierheim. Hier hat sich die schottische Schäferhündin Senta (rechts) der verwaisten Hundebabys angenommen, um alles wieder gutzumachen



SÜSSIGKEITEN AUS LÜBECK präsentierten sich – diesmal nicht cellophanverpackt als Marzipan – sondern züchtig entblößt im Kolosseum. Miß Germany wird gewählt. Die Vorwahlen sind in vollem Gange. In Lübeck setzte sich die 20jährige Marlene Werner auf den Thron; kein Wunder bei diesen Maßen: Größe 165 cm, Brust 88 cm, Taille 58 cm, Hüfte 93 cm, Augen braun ➡


TEIL IV DES BILDBERICHTS
VON HENRI CARTIER-BRESSON

MOSKAU AUF URLAUB

Wo Morgenrock und Pyjama große Mode sind,

fotografierte Henri Cartier-Bresson Urlauber aus Moskau und den Industriestädten der westlichen Sowjetunion. Was hier, an der Ostküste des Schwarzen Meeres, unweit der sowjetisch-türkischen Grenze in mittelmeerischem Klima, Erholung sucht, ist die neue Oberschicht des „klassenlosen“ Staates. Aber auch Arbeiter, die sich in der Stachanow-Mühle durch langjährige Übersolls verdient gemacht haben, erhalten eine solche Vergünstigung.

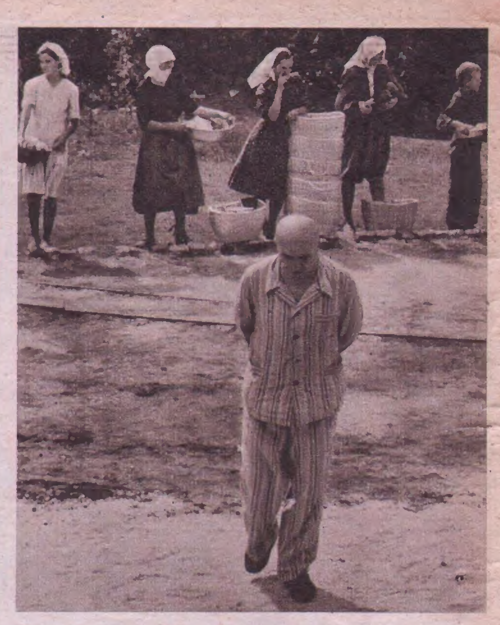
NÄCHSTE SEITE



Einen zünftigen Bergsteiger *mit Eispickel, Bergseil und Rucksack trafen wir, als die „Russia", der größte Passagierdampfer auf dem Schwarzen Meer, von Suchum ablegte, um nach Odessa zu fahren. Sein reichbesticktes Käppi hat der Mann aus einem der georgischen Bergdörfer mitgebracht, dagegen trägt die Dame im sommerlichen Musselinkleid einen Hut mit großer Schleife nach letzter Moskauer Mode*



Wenn der Zug hält, *kommen die Kolchosbauern aus der Umgebung und bieten ihre Erzeugnisse an. Die Reise dauert mehrere Tage, und nicht jeder hat das Geld, im Speisewagen zu essen*



Die Pyjama-Mode *hat einen merkwürdigen Ursprung: als die Sowjets 1935 die mandschurische Eisenbahn an die Japaner verkauften, zahlte Japan dafür in Textilien*

Ans Schwarze Meer

im ersten luftgekühlten Luxuswagen der sowjetischen Staatsbahn

Die Reise nach Tiflis dauerte 68 Stunden. Wir fuhren in einem normalen Schnellzug mit etwa vierzig Stundenkilometern, hielten an ungezählten Stationen, sprachen mit Passagieren, Bauern und Stationsvorstehern, aßen unsere Mahlzeiten und tranken Tee und schliefen zwischendurch, so daß wir die Reise einigermaßen komfortabel hinter uns brachten. Immerhin, unser Waggon war der erste und einzige Luxus-Schlafwagen mit einer Klimaanlage, über den die Sowjetischen Staatsbahnen verfügten, und man hatte eigens zwei Ingenieure mitgeschickt, die während der ganzen Fahrt die Temperatur kontrollierten. Neben dem Abteil, in dem ich mit meiner Frau reiste, fuhren links und rechts zwei Generale mit ihren Familien, sie wollten nach Sotschi am Schwarzen Meer, um dort ihren Urlaub zu verbringen. In jedem Abteil gab es eine kleine Tischlampe, mit einem Knopf daran, um das Radio anzustellen, und auch auf dem Korridor waren Lautsprecher angebracht, so daß der Sender Moskau mit seinem Nachrichtenprogramm, seinen Militärmärschen, Walzern, Volksliedern und mit seinen Ankündigungen über neue Errungenschaften auf allen Gebieten immer gegenwärtig war. Die Lautsprecher sprachen sehr laut, und die auf dem Korridor konnte man nicht abstellen, aber das war noch nichts gegen die Lautsprecheranlagen der Bahnhofsgebäude unterwegs, die das örtliche Rundfunkprogramm mit abgespielten Schallplatten hinausbrüllten — man wundert sich, wann diese Menschen Zeit haben sollen, einmal mit ihren eigenen Gedanken und Empfindungen allein zu sein. Aber offenbar ist die Stille für sie etwas Bedrückendes geworden.

Die übrigen Wagen des Zuges waren natürlich ziemlich vollgestopft. Die Leute hatten ihr eigenes Bettzeug mitgebracht, und da die Reise einige Tage dauerte, versuchte jeder, irgendein Eckchen zu ergattern, um sich langlegen zu können. Auch hier wurde zwischendurch viel ge-





Hinter einem Regenschirm *hatte sich ein kleiner Strandflirt aufgetan, aber die beiden sagten nichts dagegen, daß ich mit der Kamera um sie herumging und auch das Meer mit seinen Booten und der Küste zwischen Suchum und Nowy Afon noch mit ins Bild nahm*



Morgenröcke *und leichte Sommeranzüge war das einzige, was sich aus den gestreiften Baumwollstoffen herstellen ließ. Die Sommeranzüge sehen unserm Schlafanzug sehr ähnlich*



Oben auf dem Berg *in der Nähe von Tiflis liegt der „Stalin-Kultur- und Erholungspark" mit einem großen Restaurant, in dessen Säulenumgängen man ausgezeichnetes Essen zu hervorragenden Georgierweinen und einer einmaligen Aussicht auf Stadt und Gebirge serviert*

gessen, die Leute hatten sich entweder ihre Eßpakete mitgebracht oder sie kauften unterwegs an den Haltepunkten von den Kolchosbauern Eier, Tomaten und hier und da ein gebratenes Huhn, denn auf dem Lande — und je weiter man südlich fährt, um so mehr — ist das Essen billiger als in den Städten. So ging der Zug Hunderte von Kilometern über die endlosen Ebenen der fruchtbaren schwarzen Erde, durch die wogenden Weizenfelder der Ukraine, und nur ab und zu merkte man die Nähe einer Kolchose am Auftauchen von Rindern, die gruppenweise auf der Weide standen, von Pferdekoppeln oder Schafherden. Die Stationsgebäude waren weiß, sehr repräsentativ mit vielen Türmchen und Erkerchen in einer Art Palast-Stil gebaut, viele waren zerstört gewesen und genau so wieder aufgebaut. So ging es von Moskau über Woronesch, Rostow am Don, Armawir, Pjatigorsk und Wladikawkas durch den Kaukasus nach Tiflis, und von dort mit dem Autobus an die Küste nach Suchum, Sotschi und Nowy Afon, das auch „Neu Athos" heißt und sich damit als griechische Gründung zu erkennen gibt, wie denn auch Gagri, der wichtigste Kurort am Schwarzen Meer, vor Zeiten eine Kolonie der alten Griechen war. Und noch heute glaubt man diese Abstammung in den merkwürdig südlichen Gesichtern mancher Einheimischer sehen zu können, und zu den hellen Augen unter dunklem Haar und zur bronzenen Haut paßt die klare Bläue des sonnenerfüllten Himmels, die Zypressen und Agaven, die Ölbäume und Zitronenhaine, die der Kaukasus vor den rauhen Nordwinden schützt, während vom Meer herauf eine milde Brise zieht — als wären wir in Griechenland oder auf Sizilien.

Viele Jahre harter Arbeit für die einen, eine entsprechende Staatsposition für die anderen, ist die Voraussetzung, um unter Zypressen, Ölbäumen und Zitronen die Entlein im Bach füttern zu dürfen

NÄCHSTE SEITE

... und Urlaub in Moskau

Kolchosearbeiter aus Usbekistan *sind in ihren wattegefütterten Mänteln Tausende von Kilometern vom Hochland von Pamir nach Moskau gereist, um auf dem Roten Platz das Lenin-Stalin-Mausoleum an der Kremlmauer zu besuchen und die Sehenswürdigkeiten der großen Stadt zu bestaunen, wie die Basiliuskathedrale im Hintergrund oder den Torturm des Kreml (auf dem Foto unten) mit dem nachts leuchtenden Sowjetstern auf der Spitze*



Was dem Moskauer die Fahrt aufs Land oder an die See bedeutet, das ist für den Kolchosenarbeiter die Reise nach Moskau, wo die Sowjetbürger nun schon seit 30 Jahren tagtäglich in Zweierreihen auf dem Roten Platz angetreten stehen, um am gläsernen Sarg Lenins und nun auch Stalins vorbeidefilieren zu dürfen. Aber nicht nur die Denkmäler der Revolution und die Errungenschaften der neuen Zeit, wie U-Bahn und Wolkenkratzer, auch die Zeugen vergangener zaristischer Größe werden in das Programm einbezogen, das die Völker Rußlands auf Moskau als den Mittelpunkt ihres Lebens ausrichten soll.



Fremdenführerinnen *erklären einer Gruppe armenischer Kolchosearbeiter die Sehenswürdigkeiten in Moskaus Gorkistraße. Mancher macht sich Notizen, um daheim erzählen zu können*



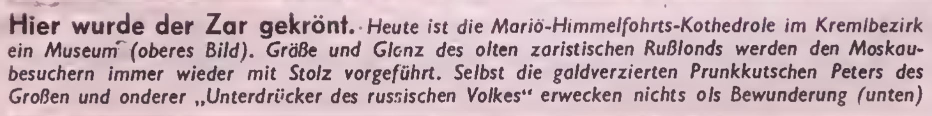
Händchenhalten *und Nasebohren vor lauter Staunen über den technischen Fortschritt, den die Landwirtschaftsausstellung den beiden Soldaten auf Urlaub zeigt. Vorn ein Feuerwehrautomodell*



Die Prunkarchitektur *der Landwirtschaftsausstellung steht in seltsamem Kontrast zur ärmlichen Kleidung der Besucher vom Lande, die mit einer Gesellschaftsreise nach Moskau kamen*







Hier wurde der Zar gekrönt. *Heute ist die Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale im Kremlbezirk ein Museum (oberes Bild). Größe und Glanz des alten zaristischen Rußlands werden den Moskaubesuchern immer wieder mit Stolz vorgeführt. Selbst die goldverzierten Prunkkutschen Peters des Großen und anderer „Unterdrücker des russischen Volkes" erwecken nichts als Bewunderung (unten)*

„Die kapitalistische Welt *der westlichen Kriegstreiber und Imperialisten" wird den ärmlich gekleideten Bauern, die verständnislos und verzogt blicken, in einer großen propagandistischen Karikaturenausstellung in der ausgeräumten Moskauer Tretjakow-Galerie vorgeführt. Die Galerie wurde im Jahre 1893 von den Brüdern Tretjakow mit 2000 Gemälden der Stadt Moskau geschenkt*

NÄCHSTE SEITE

In der provisorischen Kantine *des nach unvollendeten Hotels „Ukraine" am Maskauer Süd-bahnhaf tanzen die Bauarbeiterinnen während der Mittagspause eine Art „Rheinländer" nach der Musik aus dem Lautsprecher. Überall hängen und kleben Bilder von Lenin und Stalin sowie von besonders verdienten Arbeitern. Das Bild unten links zeigt den Baubezirk der Staatsuniversität auf den Leninbergen vor der Stadt. Hier soll auch das „Pantheon zum ewigen Ruhme der Graßen des Sowjetlandes" entstehen, das die Särge Lenins und Stalins sowie die sterblichen Überreste der berühmten Funktionäre der kommunistischen Partei aufnehmen soll, die heute nach an der Kremlmauer beigesetzt sind. Die Aufnahme wurde von einem im Bau befindlichen 17 Stock hohen Gebäude gemacht*

Bauarbeiterinnen in Moskau

verdienen dasselbe wie ihre männlichen Kallegen, aber dafür gibt es auch keinen Unterschied in den Anforderungen. Im Stachanaw-Tempo schießen die Maskauer Wolkenkratzer empar, ein paar hundert Meter weiter beginnt der unergründliche Schlamm. Erst um 1930 wurde Moskau aus einer Stadt in Halz allmählich eine Stadt aus Stein. Unter Chruschtschew, der damals Parteichef in Maskau war, entstand der bizarre Zuckerbäckerstil mit Türmchen und Säulen und Erkern. Nun hat der gleiche Mann in seiner Architekturrede vam 7. Dezember 1954 diesen verlogenen Türmchenstil als unwirtschaftlich und unzeitgemäß scharf angegriffen und die sachliche Moderne gefardert, die man bisher stets als „west-dekadent" abgetan hatte.



Wie vom Zuckerbäcker *sind die Türmchen des Hotels „Ukraine" modelliert. Das soll nun aufhören, denn das Bauen ist in Moskau immer noch wesentlich teurer als im Westen. Die riesigen Walkenkratzer in einem Lande, dessen Städte soviel Platz zur Ausdehnung haben, sind außerdem unwirtschaftlich. Aber „Manumental-Architektur" ist nun einmal Wesensausdruck und Machtbeweis aller Diktaturen (wie auch des Neureichtums jenseits des Ozeans). Und der Mensch ist nicht mehr das Maß aller Dinge, was die winzigen Figuren im Kreis auf dem linken Bild sinnfällig zeigen*



**In der nächsten Woche:
Die Reise nach Leningrad, durch den Kaukasus,
durch Georgien und durch Usbekistan**



Dreifacher Lebensretter Horst

Die Stenzels haben viel aufzuholen

Beim Bastweber Stenzel war die Armut zu Hause. Aber sie schafften noch immer ihr Brot heran, weil die ältesten Kinder beim Weben halfen. Dann aber brach der Brand in der Werkstatt aus, und die Not wurde zu groß, um sie noch meistern zu können. Sie hungern jetzt, aber sie leben wenigstens noch. Denn als der Flammentod schon nach ihnen faßte, wuchs der 16jährige Horst über sich selbst hinaus.

Es war die Stunde des Abends, in der die Rundfunkstationen Operettenmusik senden, jene Minuten, in denen die Kinos mit der letzten Vorstellung beginnen und in einigen tausend Häusern Europas die ersten Partygäste der Dame des Hauses die Hand küssen. Es war der Augenblick, in dem Millionen Menschen überlegen, ob es nicht gut wäre, heute mal früher ins Bett zu gehen.

Die Uhren Mitteleuropas standen auf 21 Uhr. Die Wetterstationen registrierten 10 Grad Celsius unter Null, ein skandinavisches Hoch schob sich über Deutschland. Der Himmel war voll kalten, stillen Lichts, und auf der Erde knirschte der Schnee vor Kälte.

Aber der D 116 Hof—Würzburg, mit Kurswagen nach Frankfurt und Hamburg, war ausgezeichnet geheizt. In seinen Abteilen wohnte eine sommerliche Wärme. Wie ein Glühwurm wand er sich durch den Frankenwald. Nur als er vor einem Stoppsignal bei Münchberg halten mußte und einige Fahrgäste die Scheiben herunterkurbelten, um den Sinn des unfreiwilligen Aufenthaltes zu erkunden, krach die Kälte für einen Augenblick herein. Aber sie hatte nur dreißig Sekunden Zeit, sich hereinzuschleichen. Dann schlossen sich wieder die Fenster, aus den Kesseln der Lokomotive entwich mit pfeifenden Stößen der Dampf, und der Widerschein der erleuchteten Abteile glitt mit steigendem Tempo über die Äcker beiderseits des Schienenstranges. Den Reisenden gewährte die Nacht nur den langweiligen Anblick vorbeifliegender Telegrafenstangen und schneeverwehter Felder, die sich um einen unsichtbaren Angelpunkt hinter dem Horizont zu drehen schienen. Es war 21 Uhr und eine Minute.

Es war die zweite Minute, in der Horst Stenzel um das Leben lief, um das Leben seiner Geschwister. Von fern hörte er den stampfenden Atem der Lokomotive, und er sah die feurige Lohe, die aus dem Schlund der Kessel stieg, während der Heizer die Kohlen nachschaufelte. Die Füße des Jungen brannten, sie brannten wie Feuer. Denn er lief barfuß. Er rannte quer über die Felder, durch die steinhart gefrorenen Furchen, in denen der Schnee eisig leuchtete. Aber er spürte nicht die Kälte, in seinem Kopf hämmerte immer nur der eine Gedanke, der Gedanke, daß das Haus seiner Eltern in Flammen steht. Er mußte die Gastwirtschaft im Dorf erreichen, der Wirt Heinrich hatte Telefon. Es waren zwei Kilometer bis zu ihm.

Sein Atem keuchte. In seiner Kehle würgte noch immer der beizende Geschmack des Qualms, mit dem sich die Lungen vollgesogen hatten. Er stolperte über einen Brocken Erde. Seine Hände griffen in den Schnee. Ein paar Meter lief er auf allen Vieren, dann hatte er sich wieder gefangen und taumelte weiter. Er erreichte einen Pfad, der sich zwischen den Feldern hindurchschlängelte. Automatisch schob er die Füße voreinander. Über ihm flüsterten die Wipfel eines Waldstücks miteinander. Der Wind biß ihm nicht mehr ins Gesicht.

„Ich kann doch nicht mehr." Der Junge wußte nicht, ob er es in sich hineinweinte oder ob er die Bäume anschrie. Er stolperte über eine Wurzel, die eine Kiefer über den Weg geschickt hatte. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich mit den Händen abzufangen. Er ließ sich fallen. Wohlige Müdigkeit kam über ihn. Er drehte sich auf den Rücken. Zwischen den Ästen lächelten die Sterne herab. Sie schienen unverrückbar fest ihren Platz im Firmament zu behaupten. Aber dann begannen sie plötzlich vor Horsts Augen zu tanzen. Es war ein wirrer Reigen, ein Kreisen und Irrlichtern, daß Horst Stenzel die Sinne schwanden. In der gleichen Minute — die Uhr hinter der Theke zeigte 21 Uhr 6 Minuten — betrat Vater Stenzel die Gastwirtschaft. Er hatte bereits kurz nach acht sein Haus verlassen und wollte jetzt zur Gemeinderatssitzung. Er mußte sich beeilen. Die Sitzung begann zwar nie pünktlich, aber es wäre ungut, heute zu spät zu kommen. Das würde so aussehen, als habe er es nicht so nötig.

Heute sollte über seinen Antrag auf das Kindergeld, das ein neues Bundesgesetz den Kinderreichen versprach, entschieden werden. Als Vorschuß darauf war er eben nochmal zum Gastwirt Heinrich hereingesprungen und hatte 2 Pfund Preßsack gekauft. Er hatte nicht erst dazuzusetzen brauchen: „Von dem billigen." Die Heinrichs wußten, wie alle Bauern in der Schauensteiner Gegend, daß der Stenzel ein ganz armer Hund war.

Die Stenzels hatten 14 Kinder zu ernähren. Sie konnten noch so schuften, sie schafften es nicht. Die Mäuler waren eben nicht zu stopfen. Es war eine Armut, die die Reichen unter den Nachbarn peinlich berührte, weil sie so unerschöpflich war.

Dabei waren es kreuzbrave Leute. Vater Stenzel war in jungen Jahren in Breslau, als das Glück dieser Erde ihn noch zu seinem Teilhaber zählte, ein hinreichend bezahlter Metzgergeselle. Er lieferte Wurst, Speck und Schinken an die Kunden aus. Dabei lernte er die Martha kennen. Sie war ein blitzsauberes Mädchen, eine flinke Küchenhilfe — „im Parkcafé vom Scheitniger Park", pflegte Vater Stenzel später während der wenigen Male, die ihm verantwortbaren Anlaß gaben, Heinrichs Gastwirtschaft zu besuchen, stolz hinzuzusetzen. Aber die fränkischen Bauern am Wirtshaustisch nickten jedes Mal nur stumm in ihr Bierglas hinein, denn sie konnten ja nicht wissen, welche Bedeutung der Scheitniger Park für die Breslauer hatte. Und Fragen zu stellen, war nicht ihre Art.

Ein ganzes Jahr lang holte der Metzgergeselle Stenzel seine Martha nach Feierabend aus dem Parkcafé ab. Dann fanden die beiden, es wäre nun Zeit zum Heiraten. Die Stenzels machten kurze Flitterwochen, denn sie hatten große Pläne. Sie kauften sich einen Handwagen, zogen morgens um vier in die Großmarkthalle, warteten, bis das Gras der Käufer frühstücken gegangen war, dann kauften sie die billig gewordenen Restbestände der Südfruchtimporteure auf.

„Bananen, prima Bananen, 5 Pfund nur 45 Pfennige." Vater Stenzel wurde eine stadtbekannte Erscheinung. Und in der Odertorgegend der schlesischen Hauptstadt, wo er sein Hauptrevier hatte, nannten ihn alle Leute nur „Bananen-Paule". Er war so berühmt und beliebt wie der Scheitniger Park.

Mutter Stenzel konnte aber bald nicht mehr mit durch die Straßen ziehen. Sie war mit Kinderkriegen ausgefüllt. Der Reigen begann 1928 mit Horry, der heute im rheinischen Bergbau sein Brot verdient. 1930 kam Josef, der jetzt Baumwolle in Erlangen spinnt. Nur Max, Jahrgang 31, schlug aus der Stenzelart. Der Vater spricht nicht gern über ihn, und der Mutter kommen die Tränen, wenn sein Name fällt: er geriet in die Fangarme der Fremdenlegion. Sein letzter Brief kam vor drei Jahren aus Indochina.

Aber als die Jungs noch klein waren, konnten die Stenzels keine Sorgen. Die Bananen hatten soviel abgeworfen, daß Vater Stenzel umsatteln konnte. Er kaufte sich drei kleine Ponypferde, die im Hoffmannsgarten gewinnbringend ihre Runden trabten. Tausende von Breslauern zahlten gern einen Groschen für das Vergnügen, auf den Ponys von Stenzel-Paule, der inzwischen glücklicher Vater von neun gesunden Kindern geworden war, reiten zu dürfen. Aber dann kam der Krieg. Er nahm erst die Ponys, dann holte er Vater Stenzel und dann schluckte er noch zum Schluß ganz Breslau und Schlesien.

Mutter Stenzel bewohnte 1945 in Oberfranken ein einziges Zimmer, als der Vater heimkehrte. Das Kreiswohnungsamt erbarmte sich schließlich — acht Jahre später — der Flüchtlinge. Im Weiler Lah bekamen sie eine Fünfzimmerbehausung zugewiesen. Mit der Schaustellerei war es aus, die Metzger hatten genug Gesellen, und mit Bananen ließ sich nicht auf dem Dorfe handeln.

Die Stenzels begannen mit der Bastweberei, einem mühseligen Handwerk, das im Frankenwald zu Hause ist. Ihre Kate wurde zur Werkstatt, in der Vater und Mutter Stenzel tagaus und tagein mit den Größeren der inzwischen auf 14 Köpfe angewachsenen Kinderschar vor den Webstühlen saß. Der 14jährige Günther knüpfte die Matten, die 15jährige Ursula und ihre zwei Jahre ältere Schwester Inge bewegten die Webstühle, während Horst, der 16jährige,

(FORTSETZUNG AUF SEITE 58)

Das Haus des Bastwebers Stenzel
ist vom Brand schwer mitgenommen worden. In der Decke der Werkstatt klafft ein großes Loch, das von den Flammen gefressen wurde. In mühseliger Arbeit hat Vater Stenzel mit seinem Sohn Horst wieder den Webstuhl hergerichtet. Während drei seiner Geschwister im Krankenhaus liegen, muß Horst jetzt allein mit seinen Eltern versuchen, das Brot für die 16köpfige Familie zu verdienen


LIMONADENVERKÄUFER IN MAZEDONIEN
BILDER AUS DER
ER EDELSTEN TABAKE DER WELT
GELBE
SORTE
REEMTSMA
Die extrem leichten Cigaretten der Gelben Sorte bedingen wertvolle und zugleich empfindliche Tabake. Deshalb haben wir den seit Jahrzehnten bekannten
FRISCHDIENST
aufgebaut, der mit 38 Filialen in Westdeutschland und Berlin für stets fabrikfrische Lieferungen sorgt.



Sprung in die Freiheit

Das Truppentransportschiff „Louis Pasteur" war vollgepackt mit Legionären. Sie kamen aus den dampfenden Dschungeln Indochinas und waren noch gezeichnet von den grausamen Erlebnissen des „schmutzigen Krieges". Jetzt sollte unter der glühenden Sonne Nordafrikas der übliche Kommißbetrieb wieder aufgenommen werden. Als das Schiff den Suezkanal passierte, wagten 56 Legionäre die Flucht. 46 Deutsche, 4 Italiener, 4 Spanier, 1 Holländer und 1 Belgier sprangen über Bord und schwammen an Land. Die Ägypter fischten die Flüchtigen auf und brachten sie in Lastwagen nach Kairo (links). Dort wurden sie vor ein Gericht gestellt und wegen „illegaler Einreise" zu je 50 Pfund Geldstrafe verurteilt. Die Strafen wurden jedoch ausgesetzt. Die deutschen Legionäre sollen nun mit Bundesgeld in ihre Heimat geholt werden.



„Das ist die Freiheit wert", *meinten 46 deutsche Ex-Legionäre, als ein ägyptisches Gericht sie zu je 600 Mark Geldstrafe verurteilte. Bis zur Heimfahrt haben die Deutschen Asylrecht in Ägypten*



Monate ausverkauft ist das Imperial Theatre

Ein deutscher Stern strahlt am Broadway

Hildegard Knef hat es geschafft. Mit der Premiere der musikalischen Komödie „Seidenstrümpfe" am Broadway hat sie New York erobert und ihren Schauspielerruhm in Amerika und der ganzen Welt gesichert. Hildegard hat es nicht leicht gehabt. Ihr Weg zum Broadway war ein Hindernislauf. Die Anti-Moskau-Komödie wurde ein paarmal angekündigt und wieder abgesetzt, sie wurde ständig geändert und dauernd wurden die Rollen umbesetzt. Doch Hildegard bestand diese fast endlosen Nervenzerreißproben und begeisterte an der Seite von Don Ameche mit Charme und Können das New Yorker Premieren-Publikum. Von nun an ist Hildegard ein für allemal: die Knef.



„Großartig, Hilde!" *Nach der Premiere beglückwünschte als erster Melchior Lengyel, der ungarische Autor von „Ninotschka", den neuen Broadway-Star. Seine berühmte Filmkomödie erlebte in „Seidenstrümpfe" ihre Wiederauferstehung*



Das große Vorbild *für Hildegard, Marlene Dietrich, kam in königlicher Aufmachung zu der Premiere. Herzlich beglückwünschte sie ihre Nachfolgerin aus Deutschland. Schon in der langen Probenzeit hatte Marlene Hildegard beraten* →

„Du wirst alt, mein Lieber!" — Halb belustigt, halb spöttisch zeigt sie auf die wachsende „Geheimratsecke". Ja, und nun dauert es meist nicht mehr lange, bis sich das Haar mehr und mehr lichtet. Eine unerfreuliche Vorstellung, wenn man so großen Wert auf gutes Aussehen legt. Doch solche Sorgen braucht man eigentlich nicht zu haben – nur etwas sollte man tun: man sollte seinem Haar ein wenig mehr Aufmerksamkeit und Pflege schenken.

So fängt es an!

Haarsorgen bereiten Kummer. Sie beginnen langsam und schleichend. Man möchte sie zunächst auch nicht wahrhaben, ja, man übersieht sie geflissentlich — bis eines Tages die ersten „lichten Stellen" nicht mehr zu verheimlichen sind. Nun ist das Selbstbewußtsein empfindlich getroffen. Man fühlt sich auf einmal älter und von der Natur stiefmütterlich behandelt.

Das alles wäre nicht nötig, wenn Sie Ihrem Haar ein wenig mehr Aufmerksamkeit und Pflege schenken würden. Dabei kommt es vor allem darauf an, den Organismus zu unterstützen und die natürlichen Funktionen anzuregen. Am besten verwenden Sie hierzu

PANTEEN

Denn dieses Haarwasser enthält als einziges jenes Vitamin des B-Komplexes, das nach heutiger wissenschaftlicher Erkenntnis zur Ernährung von Kopfhaut und Haar entscheidend wichtig ist, und zwar in Form von „Panthenol". Erst mit diesem patentierten Präparat ist es möglich geworden, das erforderliche Vitamin so darzustellen, daß es von der Kopfhaut aufgenommen und vom Organismus verarbeitet werden kann.

Es liegt allerdings in der Natur der Vitamine, daß sie ständig im Körper anwesend sein müssen, um die Aufbau- und Regenerationsprozesse anzuregen. Darum ist eine regelmäßige, möglichst tägliche Anwendung von PANTEEN unerläßlich, will man einen nachhaltigen Erfolg erzielen. Wenn eine gewisse Wirkung auch schnell eintreten kann, wenn Kopfjucken und Schuppen oft schon nach wenigen Tagen verschwinden, so ist ein stärkeres Wachstum der Haare erst nach einiger Zeit zu erwarten. Dann aber wird man beobachten können, wie das Haar voller und kräftiger wird und wie an lichten Stellen (soweit die Haarwurzeln noch lebensfähig sind) neues Haar nachwächst.

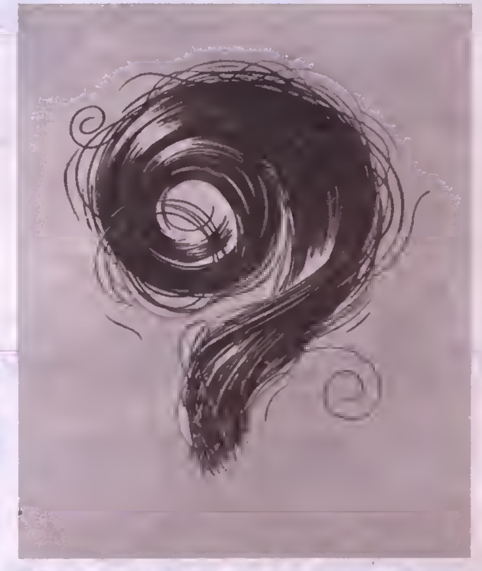
Kurzum, ob der Kummer mit Ihrem Haar schon begonnen hat oder nicht: Fangen Sie möglichst gleich an, Ihr Haar mit PANTEEN zu pflegen. Diese geringe Mühe wird sich lohnen!



*Regelmäßige Pflege mit **PANTEEN** ist die beste Vorbeugung gegen Haarsorgen; denn PANTEEN – mit dem Wirkstoff Panthenol – führt der Kopfhaut und dem Haar das entscheidend wichtige Aufbauvitamin zu.*



Gesundes, schönes Haar — das ist das Ergebnis der täglichen Pflege mit PANTEEN, dem einzigartigen Vitamin-Haarwasser. Schuppen werden radikal beseitigt; dünnes Haar wird fülliger und wächst kräftiger nach.



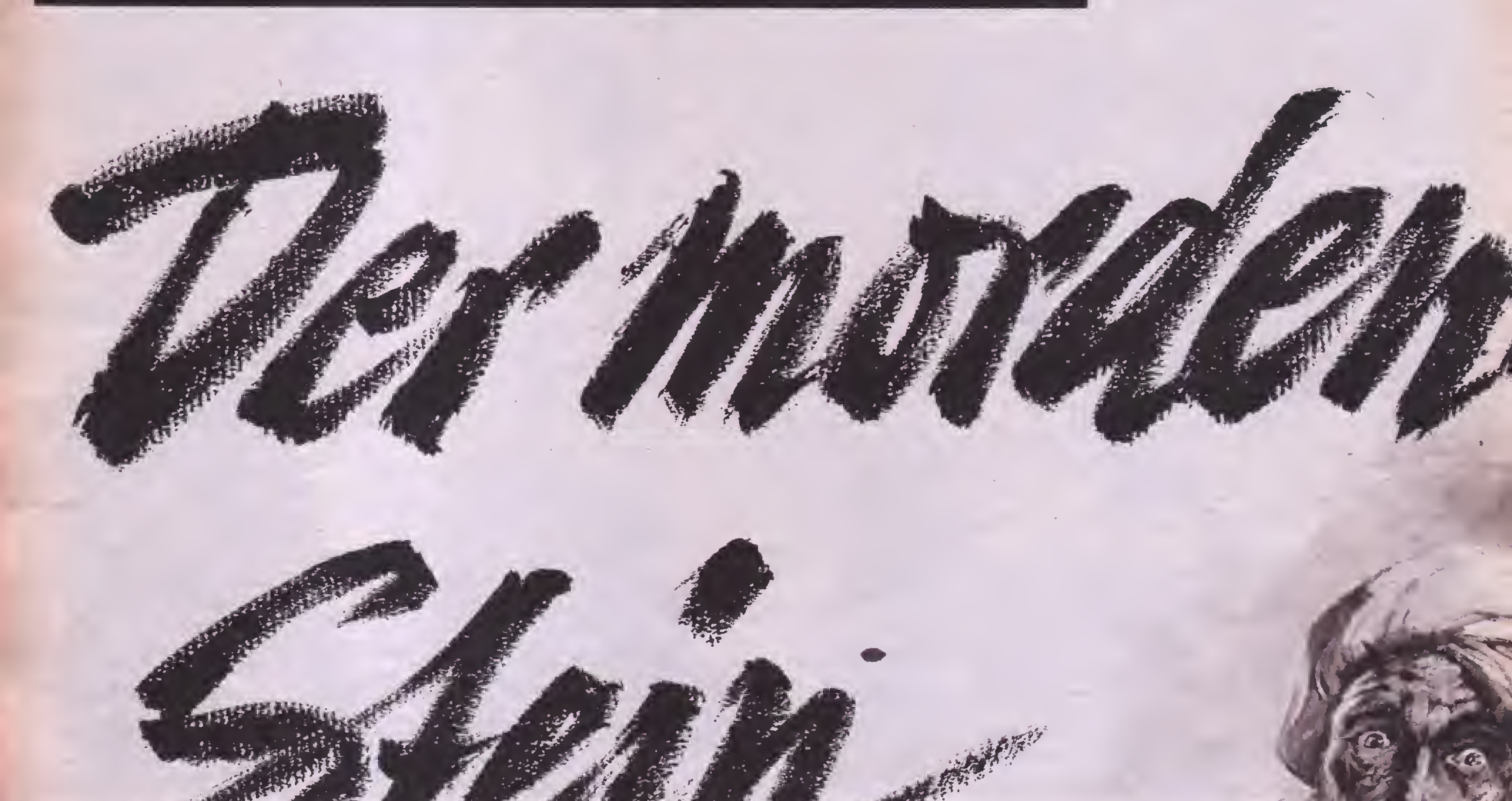
*Die **PANTEEN**-Locke ist das weltbekannte Wahrzeichen für eine vollkommene Haarpflege.*



***PANTEEN** das berühmte Vitamin-Haarwasser, ist in allen guten Fachgeschäften erhältlich. Der Preis für eine Flasche — mit oder ohne Fett — beträgt DM 3,50; die große Doppelflasche kostet DM 6,—. Außerdem gibt es auch noch PANTEEN BLAU — ohne Fett — für graues und weißes Haar zum Preise von DM 6,—.*

5514

Jürgen Thorwald: Das Jahrhundert der Chirurgen (II)



Auf seiner Indienreise erlebt der Arzt Dr. H. St. Hartmann die grausame Steinschnittoperation an einem Knaben durch den indischen Chirurgen Mukerji

Jahrtausendelang litt ein großer Teil der Menschheit, Männer, Frauen und sogar zahllose Kinder, in einem heute kaum noch vorstellbaren Ausmaß an der Krankheit des Blasensteins. Die Qualen, die der Stein bereitete, wären so furchtbar und der Tod in zahlreichen Fällen so sicher, daß sie zu einer ebenso verzweifelten wie grausamen chirurgischen Aushilfe zwangen: dem „Steinschnitt" am lebenden, bei vollem Bewußtsein befindlichen Menschen. Seine zum Teil bestialischen Methoden bestimmten in starkem Maß das Gesicht der alten Chirurgie bis weit in die Zeit vor hundert Jahren hinein. Erst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, noch vor der Erfindung der Narkose 1846, leitete die Entdeckung der unblutigen Steinzertrümmerung in des Blase langsam und zögernd das neue, siegreiche Jahrhundert der Chirurgen ein. Dieses Jahrhundert bezwang nach jahrzehntelangen abenteuerlichen Kämpfen schließlich auch den Blasenstein und nahm die Jahrtausende alte schreckliche Last des „mordenden Steins" von der Menschheit. Das neue Kapitel aus Jürgen Thorwalds „Das Jahrhundert der Chirurgen" führt mitten hinein in diese Kämpfe. Thorwalds Großvater mütterlicherseits, der Chirurg H. St. Hartmann, schildert darin, wie er im Laufe seines langen, von 1828 bis 1920 reichenden Lebens, den Sieg über den Stein erlebte und erlitt.

Als ich Sir Henry Thampsan, den neben dem Franzasen Civiale sicherlich berühmtesten Chirurgen des 19. Jahrhunderts, im Jahre 1900 zum letztenmal auf seinem Landgut in der Nähe van Landan traf, bat er mich, seinen Gästen zu erzählen, weshalb ich mich sa besanders mit der Geschichte der Operatian der Blasensteine beschäftigt habe.

Es war während einer der berühmten „Oktaven-Dinners", die der elegante Achtziger, der in den siebziger Jahren Känig Leapald I. von Belgien und Kaiser Napolean III. van Frankreich (den ersteren mit Erfalg, den zweiten mit tädlichem Ausgang) am Blasenstein aperiert hatte, manatlich ein- ader zweimal gab. Bei diesen Dinners waren jeweils acht Gäste um Thampsans kreisrunden Tisch versammelt. Es wurden genau acht Gänge serviert. Thampsan bestimmte die Gänge selbst. Er war an der Küche nicht weniger interessiert als an Nieren- und Blasenchirurgie, an der Astranamie, dem Ramaneschreiben, den Anfängen des Autamabils und der Feuerbestattung, derentwegen er sich gerade mit den englischen Geistlichen stritt.

Wenn irgend jemand die Geschichte meiner „Stein"-Farschungen kannte, dann war es Thampsan. Er spielte eine nicht unbedeutende Ralle darin. Und er hatte sich ihrem ebensa grausamen wie gespenstischen Anfang van mir selbst häufig genug erzählen lassen.

Dieser Anfang ereignete sich am Nachmittag des 3. März 1855 in Khanpur in Indien, während der ersten Reise, die ich damals unternammen hatte, um die van ebensa ramantischen wie ahnungslasen deutschen Geschichtprafessaren gepriesene „alt-indische" Chirurgie zu studieren.

Der 3. März 1855 war ein heißer Tag. Tratzdem fror ich, als der abgemagerte indische Junge, der in Mukerjis schmutzstarrender Hütte auf dem Baden lag, seinen ersten durchdringenden Schrei ausstieß. Mukerji, der „Steinschneider van Khanpur", operierte das Kind am Blasenstein.

Die Glieder des Jungen spannten sich in den eisern zupackenden Fäusten, die seine Arme und Schultern preßten und seine in den Knien gebeugten Beine weit auseinanderhielten. Aber die Fäuste der beiden dunkelbraunen, nur mit einem unsauberen Lendentuch bekleideten Gehilfen Mukerjis waren stark.

Mukerjis mageres, altes Gesicht blieb unbewegt. Er zag die eingeälten Finger, mit denen er vam Mastdarm her den Stein in der Blase des Jungen gegen den Blasengrund gepreßt hatte, ins Freie. Tief im Damm des Kindes stak, vam ersten hervorsickernden Blut gerötet, Mukerjis Messer. Er hatte es mit einer schnellen Bewegung zwischen After und Skratum durch den Damm bis in die Blase gestaßen. Als er es jetzt herauszag, schleuderte der Junge in wildem Schmerz seinen Kapf hin und her und preßte gleich darauf einen nach lauteren, herzzerreißenden Schrei aus seiner Kehle heraus. — Mukerji bahrte einen

[FORTSETZUNG AUF SEITE 20]



[FORTSETZUNG VON SEITE 18]

Zeigefinger durch die Wunde und tastete in der Blase nach dem Stein, um seine Größe zu messen. Er fand ihn nicht sogleich und preßte seine Faust gegen den blutenden Kinderdamm, um tiefer in die Blase zu gelangen. Gleichzeitig stemmte er die andere Faust von oben her auf den Unterleib des Jungen, um den Stein von hierher gegen die Wunde zu drücken.

Aus den schrillen durchdringenden Schreien wurde ein Auf- und Abschwellen, ein von einer immer hastiger arbeitenden, schweißüberströmten kleinen Brust gespeistes Heulen — so wie das Heulen eines hilflosen, gequälten Tieres, das dann langsam vor Erschöpfung verebbt. Mukerjis kaffeefarbenes, vom Alter wie ausgedörrtes Gesicht blieb auch hierbei starr. Nur in seinen sehr dunklen Augen, zwischen rot entzündeten Lidern, sah ich ein Funkeln. Er zog plötzlich den blutigen Finger hervor und griff nach einer langen, schmalen Zange, die im Schmutz auf der bloßen Erde lag. Er zwängte sie durch die Wunde, preßte die Linke noch einmal auf den Unterleib und drückte die Zangenschenkel zusammen. Seine Knöchel verfärbten sich zu einem gelblichen Weiß. Im Körper des Jungen gab es ein schwach knirschendes Geräusch. Dann zog Mukerji an, und während das Kind sich noch einmal mit einem Laut der Qual aufzubäumen suchte, hob er bereits die Zange hoch und streckte seinem Gehilfen einen rötlich-gelb gefärbten Blasenstein von vielleicht zwei Zentimeter Breite und drei Zentimeter Länge entgegen.

Für ein paar Sekunden herrschte in der niedrigen Hütte eine fast erschreckende Stille. Mukerjis Gehilfen lösten ihren Griff. Mukerji selbst aber kümmerte sich nicht um die blutende Wunde. Er versuchte nicht, das Blut zu stillen. Er tamponierte nicht den geschnittenen und gerissenen Wundkanal. Er legte keinen Verband an. Er gab nur seinen Gehilfen ein Zeichen. Diese preßten die gespreizten Schenkel des bei der ersten Bewegung aufjammernden Jungen aneinander und banden sie mit zwei Hanfseilen zusammen. Mukerji hatte währenddessen dem Kinde bereits den Rücken zugewandt. Er stand mit tief gebeugtem, verkrümmtem Rücken da und schob den Stein mit seiner schmutzig-blutenden Hand in ein Säckchen, das er an einer Art Gürtel trug.

In diesem Augenblick fühlte ich den leisen Griff Dr. Lala Rais an meinem Arm. Er machte mir mit seinen sanften, rehbraunen Augen ein Zeichen, zu gehen.

„Es ist besser", flüsterte er in seinem fast fließenden Englisch, „man sieht weiße Doktoren hierbei nicht gerne..."

Ich folgte ihm sofort, warf aber noch einen letzten Blick auf das magere, erschöpfte, von langem Leiden ausgemergelte Gesicht des Zwölfjährigen, der jetzt lang ausgestreckt auf dem harten Boden lag. Es schien mir wie ein spätes Sinnbild der Unsumme von Schmerzen und Todesqualen, die ungezählte Menschen durch Jahrtausende erduldet hatten, während sie auf die gleiche oder ähnliche Weise operiert worden waren wie die, welche Mukerji soeben vor meinen Augen praktiziert hatte.

„Sie verzeihen", sagte Dr. Rai, während wir auf die staubige Straße traten und die Sonne mich blendete, „aber Sie verstehen..."

„Natürlich", sagte ich.

Rai war einer der wenigen jungen Inder, die sich damals, in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, in England zum Arzt und Chirurgen hatten ausbilden lassen, ohne gewisse Beziehungen zu Vertretern der aruvedischen oder althinduistischen Medizin aufzugeben, die zweifellos in den breiten Massen, auch wenn sie nicht vom indischen Nationalismus angesteckt waren, mehr Ansehen und Vertrauen genoß als jeder ausländische Arzt. Ich hatte ihn durch einen glücklichen Zufall in Delhi kennengelernt. Wir waren in ein medizinisches Gespräch geraten. Ich hatte ihm von meinen Absichten erzählt, und er hatte mir vorgeschlagen, Mukerji, den „Steinschneider von Khanpur", zu dem zahlreiche Inder, die an Blasenstein litten, von nah und fern kamen, zu besuchen. Er war anscheinend mit Mukerji verwandt.

Wir gingen durch eine Schar teils schweigender, teils klagender Männer und Frauen, die am Rande der Straße warteten. „Sie alle erhoffen Erlösung von Mukerji", sagte Rai mit seiner leisen Stimme. „Und ich glaube, Sie sind einer der wenigen Ausländer oder vielleicht sogar der einzige, der jemals Mukerji zugesehen hat..."

„Was wird mit dem Jungen weiter geschehen...?" fragte ich, während wir zu dem hundert Meter entfernt wartenden Wagen gingen.

„Man überläßt ihn der Natur. Wenn er Glück hat, das heißt, wenn Mukerji nicht den Darm verletzt hat und wenn keine Eiterung oder Urin-Infiltration eintritt, wird er in ein paar Wochen gesund sein. Bei den Älteren ist es schwieriger. Der Stein ist vom Darm her nur noch schwer zu tasten, und der Darm wird oft aufgeschlitzt oder der Blasenmuskel durchschnitten oder bei großen Steinen zerrissen. Die vom Stein Geheilten können ihr Wasser nicht mehr halten. Oder es bildet sich eine Fistel im Wundkanal mit den üblichen Folgen, die eine solche zweite Harnröhre hat. Ebensooft gibt es tödliche Eiterungen. Aber die Hälfte der Kranken wird sicher gesund, und wer die Wahl hat, entweder am Blasenstein elend zugrunde zu gehen oder zu der Hälfte zu gehören, die gesund wird..."

Er unterbrach sich, weil wir den Wagen erreichten. Als wir Platz genommen hatten, sagte er mit plötzlichem Eifer: „Was ist in Europa anders? Die Schmerzbetäubung! Die Patienten leiden beim Schnitt keine Schmerzen mehr und schreien nicht. Aber sonst? Ich habe auch in London vor zwei Jahren versehentlich aufgeschlitzte Därme und zerquetschte Prostatadrüsen gesehen, und ebenso Harnfisteln im Wundkanal und Versagen der verletzten Blasenmuskeln. Und wie viele sterben in den größten Hospitälern am Eiterfieber? Ich denke, Mukerji kann sich sehen lassen. Denken Sie nicht?"

„Oh, natürlich..." sagte ich. Ich fühlte seinen Blick voll Unsicherheit auf mich gerichtet. Es war die Unsicherheit des in indischer Tradition und indischem Nationalgefühl groß Gewordenen, der den Stolz auf die eigene Medizin gegen die besseren Erkenntnisse verteidigte, die er außerhalb seines Landes gewonnen hatte.

„Oh, natürlich..." wiederholte ich, und verschwieg dabei das Ergebnis meiner Studien über die indische Chirurgie. Ich verschwieg, daß die idealistischen Vorstellungen, die romantisierende Medizinhistoriker in mir geweckt hatten, in indischem Schmutz und indischem Massensterben untergegangen waren. Ich verschwieg, daß die paar chirurgischen indischen Methoden, die erwähnenswert waren, bestenfalls den Namen „mittelalterlich" verdienten, einschließlich von Mukerjis Steinschnitt. „Oh, natürlich..." sagte ich zum drittenmal.

Ich verabschiedete mich von Dr. Rai vor der lügnerisch-prächtigen Fassade des „Civil- und Military-Hotel", in dessen rattenverseuchten, erbarmungswürdigen Räumlichkeiten ich abgestiegen war.

Als wir uns für den nächsten Tag zum Besuch bei einem indischen „Starstecher" verabredeten, ahnte ich nicht, daß ich jenen Starstecher niemals zu Gesicht bekommen würde. Und noch weniger ahnte ich, daß das Erlebnis der Steinoperation und die unmenschlichen Schreie ihres kindlichen Opfers mich auf eine ganz andere und persönlichere Weise, als ich es bis dahin gekannt hatte, zum Erforscher der chirurgischen Methoden und Entwicklungen, und zwar des Steinschnitts, machen würden. Und zwar noch in der kommenden Nacht.

*

Ich ging ungewöhnlich früh zu Bett.

Der leere Speisesaal mit seinen befleckten Tischtüchern war ebensowenig verlockend wie das kalt servierte Dinner und ein entsetzlich saurer Wein.

Vor den glaslosen Fenstern lärmten Kulis um ein flackerndes Feuer. Ihr Lärmen schien mir unfreundlich und drohend, und vielleicht war es dies auch. Nur zwei Jahre später wurde Khanpur zum Schauplatz des blutigen Aufstandes von 1857, bei dem Nana Sahib tausend Männer, Frauen und Kinder kalt lächelnd ins Jenseits befördern ließ.

Auch in meinem Appartement waren die Fenster glaslose Luken, der Fußboden festgestampfte Erde. Im Schlafzimmer befanden sich eine Kommode ohne Schubladen und ein Eisenbett. Das Moskitonetz hing in Fetzen.

Ich ging zu Bett und löschte die Lampe, um keine Tiere anzulocken. Bei dieser Bewegung des Auslöschens fühlte ich einen unbekannten, ausstrahlenden Schmerz in meiner rechten Hüfte. Dieser verflog jedoch so schnell, daß ich nicht weiter darauf achtete.

Ich spürte eine merkwürdig tiefe Erschöpfung. Als ich jedoch wie gewöhnlich auf ein schnelles Einschlafen wartete, wurde ich enttäuscht. Ich fand keinen Schlaf. Und es war nicht das sonderbar pfeifende Geräusch der Ratten, das mir den Schlaf raubte. Es war vielmehr das Schreien des Jungen unter Mukerjis Hand.

Der spitze, alles durchdringende Schrei, der in dem Augenblick erklungen war, in dem Mukerji das Messer in den Damm des Kindes stieß, schien mir aus dem Dunkel entgegenzutönen, als sei ich immer noch Zuschauer der Operation. Und dieser Schrei nahm kein Ende. Er nahm kein Ende. Er wurde von neuem zum gespenstischen Symbol der Steinqualen einiger Jahrtausende, die ich für endgültig überwunden gehalten hatte, als ich 1846 in Boston Zeuge der ersten Äthernarkose und der ersten Operation ohne Schmerz geworden war. Er nahm kein Ende — wie zur Strafe für meine Verrücktheit, die Geschichte des neuen Zeitalters der Chirurgen erleben zu wollen, anstatt in einer New Yorker Modepraxis in Frieden Geld zu machen.

Man hatte damals schon eine Menge historischer Kenntnisse über die Krankheit des Blasensteins und ihre chirurgische Behandlung in der Vergangenheit zusammengetragen. Das Wissen darum war nicht sehr viel geringer als jetzt, wo unsere Ausgrabungen Beweise für das Vorhandensein des mordenden Steins schon in vorgeschichtlicher Zeit hervorgezaubert haben, so zum Beispiel den Stein, den Smith in der sieben Jahrtausende alten Begräbnisstätte zu El Amarah in Ägypten zwischen den Beckenknochen eines kaum Zwanzigjährigen fand.

Wie gesagt, man wußte damals schon eine ganze Menge. Aber ich war in jenen Jahren noch viel zu sehr allein dem Siegeszug der Narkose durch Europa nachgejagt, um einige Grundbegriffe von der Geschichte des Blasensteins, die ich in Boston erworben hatte, wesentlich zu erweitern.

Immerhin reichten meine Studien aus, um mich wissen zu lassen, daß der Römer Celsus, der erste, der in seinen acht medizinischen Büchern aus den dreißiger Jahren nach Christi Geburt genaues über den Steinschnitt schrieb, über tausendachthundert Jahre hinweg Mukerjis direkter Lehrmeister hätte sein können. So genau entsprach alles, was Mukerji getan hatte, Celsus Bericht — mit der Ausnahme vielleicht, daß die Steinschneider des Celsus statt der Zange einen groben Haken zum Ausziehen des Steins benutzten. Und wenn es noch eine Ausnahme gab, dann die, daß man sich zu Celsus' Zeiten überhaupt nur an Kinder mit ihren weichen unentwickelten Organen wagte und die steinkranken Erwachsenen der Natur, das heißt der Blasenzerreißung, der Urinvergiftung, der Blasenentzündung und tödlicher Entkräftung durch das Übermaß der Schmerzen überließ.

Die Kinderschreie kamen immer noch aus dem Dunkel auf mich zu. Mag sein, daß ich bereits Fieber hatte. Ich fror unter der Erkenntnis, wie wenig alle menschlichen Qualen die Entwicklung der Medizin durch Jahrtausende hindurch hatten vorwärtstreiben können — in Indien nicht, aber trotz der Narkose auch in Europa und in meiner Heimat noch nicht — zumindest, soweit ich es in jener Nacht bei meiner erst flüchtigen Kenntnis der französischen Chirurgie wußte.

Der Stein war noch immer ein mordender Stein.

Und plötzlich überfiel mich eine jener Angstvorstellungen, die jedem jungen Mediziner, der sich ständig mit Krankheiten beschäftigt, so vertraut sind. Sie überfiel mich und schüttelte mich, so als hätten ein Paar Fäuste aus dem Dunkel mich gepackt. Eine Frage sprang mich an. Sie lautete: Wenn dich selbst jetzt die Steinkrankheit befiele, wenn sie dich hier in Indien überfiele! Du wärest durch lange, mühevolle Reisestrecken vom nächsten Hafen und durch eine noch unvergleichlich längere Segelschiffreise von England und Amerika getrennt. Du wärest der Krankheit ausgeliefert — du hättest keine andere Hilfe als diejenige irgendeines englischen Militärchirurgen an dessen Fähigkeiten gemessen die Geschicklichkeit Mukerjis großartig anmuten könnte.

Ich versuchte mich zu beruhigen, indem ich mir vorbetete, für einen Stein sei ich noch zu jung. Doch dann erinnerte ich mich an den stechenden Schmerz, den ich eben empfunden hatte. Kein Alter war vor dem Stein sicher, auch das Kindesalter nicht. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß Blasensteine durch einseitige Kost und lang anhaltende Durchfälle entstehen konnten. Während der ganzen Reise von Plymouth nach Bombay hatte ich als Folge des fauligen Trinkwassers, das sich an Bord der „Victory" befand, an Diarrhöe gelitten.

Ich lag bewegungslos. Ich wagte nicht, mich zu rühren. Erst nach längerer Zeit raffte ich mich auf, nannte mich einen Hy-

[FORTSETZUNG AUF SEITE 22]

Nach seinem Stifter, *dem englischen Obersten Martin, heißt dieses bizarre Gebäude in Lucknow in Indien die „Martinière", wo zweihundert Knaben kadettenmäßig erzogen werden. Oberst Martin, der später General wurde, war Soldat der ostindischen Kompanie und verdiente mit dem Indigohandel ein Riesenvermögen. In Lucknow befreite sich Martin im Jahre 1782 durch eine Selbstoperation, die in unserem heutigen Bericht beschrieben wird, von dem Blasenstein*



*„**Also ich kenne mich einfach nicht mehr aus!** Was nimmst du denn eigentlich zum Waschen?" – „Wie schon meine Mutter ein Waschmittel von Thompson." – „Und das heute noch?" – „Aber natürlich; denn das neue Schwanweiss ist ja nicht mehr das frühere ‚Schwan-Pulver'. Es ist so modern, wie wir Hausfrauen es uns wünschen können. Versuch's doch mal, ich bin wirklich sehr zufrieden!"*



*„**Ihre Freundin hat recht:** Das rote Paket enthält ein hochmodernes Waschmittel. Mit Schwanweiss haben Sie alles, was Sie für die Wäsche benötigen. Zu ‚bläuen' brauchen Sie nicht. Es wäscht Ihre weiße und bunte Wäsche selbsttätig, ohne Zusatzmittel. Und es ist schaumstark, auch im härtesten Wasser." – „Na, das werde ich ausprobieren. Auf das Ergebnis bin ich wirklich sehr gespannt!"*

*„**Sieh dir mal diese Wäsche an!** Wie wunderbar sauber sie ist, und wie angenehm sie duftet! Gerade an den Handtüchern hier siehst du es am besten, wie gut Schwanweiss die Flecken entfernt." – „Na, schön; aber dann greift es doch sicher die Wäsche an?" – „Im Gegenteil. Hier! Fühl' mal, wie weich und griffig sie ist. Und auch die Hände werden wirklich geschont." – „Da wird Schwanweiss wohl sehr teuer sein?" – „Nein! Das ist ja gerade das Schöne! Das große Paket kostet nur 80 Pfennig. Und ich sehe nicht ein, weshalb ich mehr ausgeben soll. Bei dem Waschmittel werde ich bleiben."*

Schwanweiss *preiswert und hochmodern!*

T 154

(FORTSETZUNG VON SEITE 20)
steriker und versank schließlich in einen leichten Schlaf.

Wie lange er dauerte, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ein wilder stechender Schmerz im Becken mich — vielleicht nach Stunden — emportrieb. Der Schmerz war so ungewöhnlich heftig, daß ich während des Aufwachens einen Schrei aus meinem eigenen Mund zu hören glaubte. Gleichzeitig spürte ich einen so heftigen Zwang, meine Blase zu entleeren, daß ich aufsprang, um mich gleich darauf unter noch heftigeren Schmerzen zu krümmen.

Liegen erleichterte mich für einen Augenblick, während Stehen oder Gehen die Schmerzen bis zur Unerträglichkeit steigerte. Aber ich mußte mich immer wieder erheben, machte ich schließlich auch nur noch Blut von mir geben. Ich tappte torkelnd hin und her, legte mich vorsichtig, hastige Bewegungen vermeidend, für wenige Minuten hin und taumelte erneut hinaus.

Mein gemartertes, kaum zum Denken fähiges Gehirn klammerte sich eine Weile lang an den irren Gedanken einer Erkältung und Entzündung. Aber ich wußte bei aller sonstigen Dürftigkeit meiner damaligen medizinischen Erfahrungen genug über Steinsymptome, um mir keine Illusionen zu machen. Es gab keinen Zweifel. Ich hatte einen Blasenstein, vielleicht nur irgendeinen teuflischen Splitter von Stein, auf jeden Fall aber einen Stein.

Ich habe später genügend Zeit damit verbracht, um herauszufinden, wodurch sich das ungeheuerliche, gespensterhafte Zusammentreffen der Umstände, das heißt der Operation Mukerjis und des so plötzlichen Auftretens des Steines bei mir, erklären ließe. Eine Antwort habe ich niemals gefunden, es sei denn, daß jene modernen Nervenärzte recht haben, die da seelische Vorgänge, wie meine Zeugenschaft bei Mukerjis Steinschnitt, zur Ursache körperlicher Krankheiten machen wollen. Dann hatte ich jedenfalls den Stein schon lange mit mir getragen, und die Vorgänge jenes Tages in Khanpur hatten ihn mobilisiert.

Wie dem aber auch sei — ich hatte jedenfalls einen Stein und litt die Schmerzen, die Hunderttausende seit Erschaffung der Welt vor mir erlitten hatten. Ich nahm Opium, ohne die Zahl der Tropfen genau zählen zu können. Als ich keine entscheidende Erleichterung verspürte, griff ich zum Chloral und machte die Entdeckung, daß damit wohl eine Erleichterung, aber keine Befreiung von den akuten Schmerzen eines Blasensteins zu erreichen war. Gegen Morgen griff ich voller Verzweiflung und mit dem ahnungslosen Vertrauen, das in jenen Tagen dem Äther galt, nach der Ätherflasche. Vielleicht hätte ich mich durch eine zu stark bemessene Selbstnarkose ums Leben gebracht, wenn mich nicht gerade in diesem Augenblick ein ungeheuer drängender Schmerz noch einmal hinausgetrieben hätte. Kurz darauf war mir, als würde mein Leib durchschnitten. Wenig später fühlte ich jedoch ein Schwinden der Schmerzen, taumelte zu meinem Bett zurück und versank in einen mehr oder weniger narkotischen Schlaf.

Als ich aufwachte und zunächst nur nebelhafte Bilder um mich sah, war es schon spät am Vormittag. Nach einer Weile erkannte ich Dr. Rais gelblich-blasses Gesicht.

„Sie sind krank ...", sagte er.

Ich brauchte eine Weile, um mich zurechtzufinden. Dann überfiel mich die Erkenntnis der Dinge, die sich in der Nacht und am Tag zuvor ereignet hatten.

„Ich habe einen Blasenstein ... stieß ich hervor, und aus den Worten klangen die Angst und das Entsetzen, das ich tatsächlich fühlte.

Ich hatte den Eindruck, als sehe Rai mich ohne Erstaunen an. „Mukerji ...", sagte er leise. „Mukerji", wiederholte er, „macht gesund und krank." Mir schien trotz des Nebels, in dem ich dalag, eines ganz eindringlich klar: Aus Rais Gesicht war, während er sprach, die Tünche der Zivilisation, die er sich in Europa zugelegt hatte, gewichen. Mir war so, als hätte sie einem Ausdruck abergläubischer Inbrunst Platz gemacht.

Sein Blick weckte in mir Unbehagen und Angst. Nach zwischen Himmel und Erde, Schlaf und Wachsein schwebend, empfand ich die Unheimlichkeit seines Aberglaubens.

„Wo befindet sich der nächste englische Arzt?", rief ich. „Wo ist der nächste englische Arzt ...?"

„Sie sollten sich Mukerji anvertrauen ..." sagte Raid. „Sie werden keinen englischen Doktor finden, der wirklich Steine behandeln kann, nicht einmal Dr. Irving in Lucknow ..."

Ich hörte jedoch nur den Namen Irving. Ich klammerte mich daran. „Wollen Sie mich zu Irving bringen ...?" sagte ich, immer noch im Kampf mit dem Rauschzustand, der durch die Drogen und durch meine Erschöpfung entstanden war.

„Es ist eine lange Fahrt", hörte ich Rai sagen. „Die Straßen sind schlecht. Sie müssen den Ganges überqueren. Es wird Ihnen schlecht ergehen. Ich werde Mukerji bitten."

„Wollen Sie mich zu Irving bringen?", wiederholte ich jedoch.



Dem Pariser Chirurgen *Dr. Giovanni Civiale (1792-1867) gelang als erstem die operative Zertrümmerung des Blasensteins. Seine neue chirurgische Methode löste den viele Jahrhunderte lang geübten grausamen Steinschnitt ab. Civiale hat die Methode des Obersten Martins, der mit einer strohhalmdünnen Feile in monatelanger Arbeit den eigenen Blasenstein zerfeilte, weiterentwickelt*

Ich hatte mit einemmal nur noch dieses eine Ziel vor Augen: fort aus Khanpur, fort aus der Nähe Mukerjis.

Rai verbeugte sich leicht: „So werde ich Sie hinbringen lassen", sagte er sehr kurz, „denn ich muß nach Delhi zurück ..."

*

Lucknow war damals — und ist es heute noch viel mehr — die klimatisch günstigste und beliebteste Garnison der Engländer in Indien — eine zauberhafte Stadt mit herrlichen grünen Parks und Gärten voller Bambusriesen, Palmen und Schattenbäume, mit Hecken von gelben Rosen, Orchideen, Farnkräutern und rot bestreuten Wegen. Das Fremdenhotel wirkte wie eine blühende Oase im Verhältnis zu der Rattenhöhle von Khanpur.

Als ich in Lucknow ankam, war ich sehr erschöpft, litt aber keine ausgesprochenen Schmerzen mehr. Dies bestärkte mich in der Hoffnung, daß ich nur an einem Steinsplitter gelitten hätte, der sich von selbst einen Weg an die Außenwelt gebahnt hatte. Es beunruhigte mich allerdings, daß ich immer noch an Blutungen litt.

Dr. Irving, der bald nach meiner Ankunft mit einem großen ungepflegten, rostigen Instrumentenkasten im Hotel erschien, glich den durchschnittlichen Chirurgen, die ich in England getroffen hatte, aufs Haar. Er wirkte kräftig und grobschlächtig wie die meisten seiner Generation, von der man in erster Linie die Kraft und die Härte verlangt hatte, die notwendig waren, um einem bei vollem Bewußtsein befindlichen Menschen Arme oder Beine abzuschneiden, eingeklemmte Brüche zu öffnen, Stare zu stechen, verletzte Schädeldecken auf gut Glück zu trepanieren, Geschwülste mit Glüheisen wegzubrennen. Mich schauderte unwillkürlich in dem Gedanken, daß er mich mit seinen kräftigen roten Händen untersuchen würde. Als Irving jedoch zum ersten Male den Mund öffnete, wirkte er durch seine Art zu sprechen, merkwürdig beruhigend.

„Es besteht kein Zweifel", sagte er, „Sie haben einen kleinen Stein oder ein Fragment verloren. Der Stein hat Verletzungen verursacht, die noch nicht verheilt sind. Aber es können sich noch mehr Steine in der Blase befinden. Ich muß versuchen, Gewißheit zu bekommen ..."

Das klingt heute — in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts — so einfach. Der Röntgenapparat und das feingliedrige Zystokop mit seinen Leuchtarmen und dazu die örtliche Betäubung und die Asepsis haben uns seit Jahrzehnten in die Lage versetzt, ohne nennenswerten Schmerz und Gefahr die Blase zu inspizieren. Damals besaß Irving nichts anderes als seine Finger und ein grobes, metallenes Katheterrohr, das man — ohne eine Ahnung zu haben von den Entzündungskeimen, die

man damit in die Blase beförderte — unsteril, oft nicht einmal gereinigt, mit mehr oder weniger Geschick und Gefühl durch die enge Harnröhre in die Blase zwängte. Es gab keinen anderen Weg, als mit dem Ende des Katheters oder einer Sonde und mit mehr oder weniger Gewalt die dunkle, verborgene Höhle der Blase von innen abzutasten und nach der Berührung mit harten Teilen auf das Vorhandensein eines Steins zu schließen. Außerdem blieb nur der Weg, durch ziemlich brutalen Druck von außen in der Blasengegend nach harten Teilen zu forschen.

Ich verzeihe heute Irving alle Qualen, die er mir bereitete, einschließlich des Fieberanfalls, der mich schon eine halbe Stunde nach der Untersuchung als Folge einer Infektion heimsuchte ... Irving wußte es gleich der Masse der Ärzte auf der ganzen Erde noch nicht besser. Ich trug so oder so einen Vorteil von seiner Untersuchung davon. Ich lernte, daß man Stand und Fortschritte der Medizin immer in erster Linie mit den Augen des leidenden Patienten beurteilen sollte und niemals mit den Augen dessen, der nie gelitten hat. Darüber hinaus aber kann ich Irving auch heute noch nicht jene Bewunderung verweigern, die wir manchen Diagnostikern der damaligen Zeit entgegenzubringen haben, die mit jämmerlichsten Mitteln zu richtigen Schlüssen gelangten.

Als Irving endlich den blutigen Katheter an einem schon mit anderem getrocknetem Blut befleckten Lappen aus seinem Instrumentenkasten abwischte und ihn dann ohne weitere Reinigung zwischen einige rostige Zahnzangen in den Kasten warf, als ich erleichtert den Kopf zurücksinken ließ und meine verkrampften Muskeln entspannte, sah er mich ernst an.

„Ha", sagte er, „Sie haben in der Tat zwei größere Steine ..."

Ich fühlte, wie die Verzweiflung und Angst der letzten Nacht wieder Macht über mich bekamen.

„Ich denke jedoch", sagte Irving, „die beiden werden Sie nicht sogleich belästigen. Sie liegen im Blasengrund. Dort pflegen sie nach unseren Erfahrungen in zahlreichen Fällen lange liegenzubleiben, sofern nicht durch unvorsichtiges heftiges Reiten oder sonst eine unvorhergesehene, übermäßige Bewegung eine Verlagerung erfolgt. Was Sie in den letzten Tagen verloren haben, war sicher ein kleiner Bruder der beiden ..."

„Was schlagen Sie vor?", fragte ich mit angehaltenem Atem.

Er schlug den Deckel über der Instrumentenkiste zu.

„Hm", wiederholte er, „die beiden werden Ihnen vielleicht ein halbes Jahr Ruhe lassen, bis sie sich durch die Angliederung weiterer Harnprodukte vergrößert haben. Sie sollten versuchen, so schnell als möglich nach Europa zurückzugelangen, um sich dort von den Steinen befreien zu lassen. Sie sind frei in Ihrer Bewegung, Sie haben Mittel genug. Reisen sie so schnell als möglich nach Paris. Reisen Sie zu Dr. Civiale ..."

Rückblickend mag es sicherlich als Schande für mich verbucht werden, daß ich, der ich gerade in jenen Jahren meinen ersten „chirurgischen Besuch" in Paris gemacht hatte, keine Vorstellung mit dem Namen Civiale verband. Aber das war — wie früher schon angedeutet — die Folge meines einseitigen und mit einer gewissen persönlichen Eitelkeit verbundenen Enthusiasmus für die Narkose, die mich für vieles andere zunächst blind gemacht hatte.

Irving las offenbar in meinen Augen, daß der Name Civiale für mich nichts bedeutete.

„Sie kennen Civiale nicht", sagte er, „aber Sie sind doch Chirurg, Sie wollen die Entwicklung der Chirurgie erleben. Sie waren doch in Paris. Mag sein, daß es Ihnen unverständlich ist, daß ich als Engländer mich für Civiale einsetze. Aber auf dem Gebiet der Medizin sollten wir international denken, finde ich — Civiale ist meiner Überzeugung nach der Mann, der uns aus der jahrtausendealten Stagnation der chirurgischen Methoden in bezug auf den Blasenstein herausgerissen hat. Er hat die unblutige und fast schmerzlose Zertrümmerung der Steine in der Blase verwirklicht und zweifellos eine neue Epoche der Blasenchirurgie eingeleitet, die sich bemerkbar machen wird, sobald einmal genug Ärzte diese neue Operation gelernt und über Frankreich hinaus verbreitet haben ..."

In meiner damaligen Verwirrung glaubte ich nun doch, in Paris und Berlin etwas von einem Kampf der Chirurgen um eine neue französische Methode, den Stein zu entfernen, gehört zu haben ... Aber mehr als eine dunkle Ahnung war das nicht. Ich antwortete daher: „Ich höre den Namen Civiale zum ersten Male ..."

[FORTSETZUNG AUF SEITE 24]

(FORTSETZUNG VON SEITE 23)

„Sonderbar", sagte er, „daß man ihn hier in Lucknow in Indien kennt. Und doch nicht sonderbar . . ."

„Wie ist seine Methode . . ."

„Ich kenne Sie nur aus zwei Berichten, die zu mir gelangt sind. Aber ich halte sie für geeignet, in den meisten Fällen den Steinschnitt zu ersetzen, der, wie wir doch alle wissen, grausam und gefährlich ist und den wir selbst doch nur in Fällen äußerster Verzweiflung ausführen." Er unterbrach sich. „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ruhen Sie ein paar Tage, bis die Folgeerscheinungen des Steinabgangs und der Untersuchung abgeklungen sind. Dann würde ich mich freuen, Sie in meinem Hause begrüßen zu dürfen. Ich glaube", sagte er, „ich kann gerade Ihnen und Ihren historischen Interessen etwas Besonderes bieten, etwas ganz Besonderes sogar, das sicher noch einmal medizingeschichtliche Bedeutung erlangen wird. Die neue Methode Civiales nämlich . . ." Hier unterbrach er sich jedoch zum zweiten Male. „Doch davon später", schloß er, „davon später . . ."

Kurze Zeit darauf, als er schon unter der Tür stand, kehrte er jedoch noch einmal an mein Bett zurück. Er betrachtete mich mit einer gewissen staunenden Verwunderung. „Genaugenommen", sagte er, „und wenn ich alle Umstände bedenke, kommt mir Ihr Fall beinahe gespensterhaft vor . . ." Er drückte sich jedoch auch jetzt nicht genauer aus, sondern wiederholte sein: „Doch davon später . . ."

*

Die Infektion erwies sich glücklicherweise als ziemlich leicht.

Das Fieber war zwei Tage später ebenso wie die Anzeichen innerer Verletzungen verschwunden.

Als ich am 10. März Dr. Irving in seinem sonderbaren, aus italienischen, indischen und englischen Stilelementen gemischten Hause aufsuchte, war alles zu meiner Abreise bereit . . . Wir nahmen den Tee in Irvings Bibliothek, in der sich — was ich eigentlich nicht erwartet hatte — alte Bücher bis zur Decke stapelten. Zwei Bücher offenbar französischer Abstammung und eine Mappe waren auf einem besonderen Tisch neben dem Teetisch in Griffweite Irvings zurechtgelegt, ebenso einige Zeitschriften französischen und englischen Ursprungs.

„Ich bin Ihnen eine gewisse Erklärung schuldig", sagte Irving, „Sie haben mir hoffentlich meine Bemerkung, daß ich das Auftreten Ihrer Steinkrankheit gerade in dieser Gegend und dazu den medizin-historischen Grund ihrer Reise für gespensterhaft hielt, nicht verübelt . . ."

„Bei Gott nicht", sagte ich, „aber ich brenne darauf, von Ihnen eine Erklärung zu hören . . ."

„Ich werde Sie Ihnen gleich geben", antwortete er. „Ich möchte nachher gern eine Wagenfahrt mit Ihnen unternehmen. Eine längere Wagenfahrt ist die beste Prüfung, ob ein Steinkranker in der Lage ist, eine große Reise anzutreten. Ich könnte mir vorstellen, daß Sie der Windfieldpark interessiert. Man kann stundenlang darin umherfahren. Ich möchte Ihnen ein Gebäude zeigen, das sich am südöstlichen Ende des Parkes befindet. Es ist ein sehr prunkvolles und bizzares Gebäude, das zur Erziehung von zweihundert Knaben dient und nach dem Namen seines Stifters die Bezeichnung „Martinière" trägt. Sein Stifter war General Martin, der in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hier in Lucknow als Soldat im Dienst unserer ostindischen Kompanie stand und gegen Ende des Jahrhunderts als Indigohändler ein riesenhaftes Vermögen erwarb. Gewiß fragen Sie, was das mit Ihnen und dem Stein zu tun habe. Sie werden mich jedoch gleich verstehen . . ."

Er langte zu dem kleinen Tisch hinüber und legte die Mappe vor sich hin. „Einer meiner Vorgänger als Ortschirurg in Lucknow", fuhr er fort, „war Dr. Bennet Murchison. Er praktizierte hier in Lucknow zu der Zeit, in der General Martin noch als Oberst Dienst tat. Dies war zwischen 1780 und dem Jahre 1800. Er hat mir diese Papiere hinterlassen, zugleich mit einigen Briefen und Berichten des Obersten Martin und des damaligen Generalgouverneurs von Indien, Warren Hastings. Wenn ich Ihnen diese Papiere zur Einsicht gebe, werden Sie verstehen, weshalb ich das Wort gespensterhaft gebrauche. Oberst Martin nämlich ist — durch eine beinahe unwahrscheinliche, aber Stück für Stück belegte, grausam scheinende Selbstoperation — der Entdecker jener neuen unblutigen Operationsmethode des Steins, die Dr. Civiale am Hospital Necker in Paris heute verwirklicht und verbreitet und die sich die Welt erobern wird. Wenn ich Ihnen dies sage und wenn wir uns dann vorstellen, daß Sie zum Studium der Chirurgischen Vergangenheit nach Indien kamen und daß der Ausbruch Ihrer eigenen Steinkrankheit Ihren Weg nach Lucknow, also an den Ausgangspunkt der neuen Operation . . ."

Er sprach nicht zu Ende, sondern trank langsam einige Schlucke Tee. Währenddessen behielt er mich im Auge und sagte dann, als er die Tasse abgesetzt hatte: „Hatte ich recht, hier das Wort gespensterhaft zu gebrauchen?"

Ich nickte, selbst innerlich betroffen von dieser Folge sonderbarer Fügungen und Zufälle. Ich war zunächst nicht fähig zu sprechen, sondern nahm wortlos die Mappe, die Irving mir über den Tisch reichte und betrachtete die vergilbten Blätter, unter denen sich auch ein gedruckter längerer Bericht des „British Medical and Physical Journal" vom April 1799 befand.

„Dort", sagte Irving, „finden Sie einen Bericht Oberst Martins über seine Selbstoperation nebst einer Bestätigung der Vorgänge durch Generalgouverneur Hastings abgedruckt. Ich kann mir denken, daß dieser Bericht aus London seinen Weg nach Paris gefunden und Giovanni Civiale dazu veranlaßt hat, sein neues Operationsverfahren zu entwickeln und seine Erprobung am lebenden Menschen zu wagen. Und es würde mich interessieren zu erfahren, ob dies der historische Weg zu der epochalen neuen Entdeckung gewesen ist. Wenn Ihr Weg Sie zu Civiale nach Paris führt, sollten Sie diesen Bericht mit sich führen. Ich übergebe ihn gern zu treuen Händen. Glauben Sie mir, es ist ein unerhörtes Dokument . . ."

Noch während er sprach, hatte ich zu lesen begonnen.

Und ich empfinde heute noch, während ich dies niederschreibe, einen sonderbaren Schauer, gemischt aus dem Gefühl des Unheimlichen und der Bewunderung, wenn ich an meine Lektüre von damals denke oder erneut den Bericht überfliege, der seither in meinem Besitz geblieben ist.

Für jemanden, der wie ich seinerzeit die erste böse Steinattacke seines Lebens mit all ihrer Quälerei überwunden hatte, war der Bericht nur geeignet, die Qualen des Oberst Martin, die für diesen im Jahre 1780 begonnen hatten, nachzuempfinden und sich bildhaft die ausweglose Verzweiflung zu vergegenwärtigen, die Martin im April 1782 dazu getrieben hatte, selbst die Entfernung des mordenden Steins aus seiner Blase in Angriff zu nehmen.

„Dr. Murchison", sagte er, „hatte Oberst Martin nach seinen eigenen Zeugnissen zwei Jahre vergeblich behandelt. Murchison selbst hatte mit dem Herausschneiden von Blasensteinen vom Damm her traurige Erfahrungen gemacht und zahlreiche Todesfälle durch Verblutung, Schwäche oder Eiterfieber erlebt. Er konnte Martin nicht guten Gewissens zu dieser Operation raten. Er versuchte daher zwei Jahre lang, den Stein durch innerliche Mittel aufzulösen. Sie wissen, daß die Ärztewelt seit erdenklichen Zeiten einem Medikament nachjagt, das es möglich macht, Blasensteine in der Blase chemisch aufzulösen. Vielleicht kennen Sie den Skandal, der im Jahre 1739 in London seinen Anfang nahm, als die britische Regierung nicht weniger als 5000 Pfund an eine gewisse Joanna Stephens für die Veröffentlichung der Zusammensetzung ihres Steinauflösungsmittels in der „Londoner Gazette" ausbezahlte. Sir Robert Walpole und sein Bruder Horace, die als Staatsmänner in unserer Geschichte wohl einigen Ruhm genießen, glaubten sich durch das Mittel Mrs. Stephens geheilt und hatten für das großzügige Angebot der Regierung gesorgt. Nachher erwies sich das Mittel, das aus Eierschalen, Schnecken und Seife bestand, als wirkungslos. Aber die Geschichte zeigt, wie groß der Schrecken vor der Steinkrankheit damals gewesen ist und wie verzweifelt die Suche nach einem Mittel zur Auflösung des Steines . . . Murchison also hatte an Martin alles versucht, was in jenen Jahren versucht wurde und manchmal wohl auch heute noch versucht wird. Er hatte Petroleum und Terpentinöl, Skorpionenöl und Limonensaft in die Blase eingespritzt. Er hatte sogar eine Lösung aus Lauge und Taubenkot versucht und Weinsteinsalz und Vitriollösung gegeben. Der Stein in Martins Blase hatte sich jedoch nur vergrößert. Martin war zum Skelett abgemagert, hatte jede Dienstverrichtung und das Reiten aufgeben müssen. Der Stein verlegte seinen Blasenausgang zeitweise so sehr, daß Martin den Kopfstand üben mußte, um den Stein wieder vom Blasenausgang herabfallen zu lassen . . . In dieser Situation fiel Martins Entschluß, sich selbst zu helfen . . ."

„Die Not ist die Mutter der Erfindung . . .", las ich unterdessen in Martins Bericht. „Sie lehrte mich, die Feile zu gebrauchen . . ." Das Wort Feile zusammen mit der Erinnerung an meine Schmerzen machte mich frösteln, und wenn jene Nervenärzte, von

denen ich weiter oben sprach, in jedem Falle und unter allen Umständen recht hätten, so hätten mich während der ganzen Lektüre und des Vortrages von Dr. Irving von neuem die Steinschmerzen überfallen müssen.

„Martin", sagte Irving, „ließ sich eine nur strohhalmdicke Stahlsande anfertigen, die an einer Seite ihres obersten Teiles zu einer Feile ausgebildet war, die nur dann feilte, wenn man sie an einem Gegenstand entlang nach unten zog. Oberst Martin übte lange in seiner verzweifelten Einsamkeit. Dann fand er heraus, daß es leicht war, diese Feile durch die Harnröhre in die Blase einzuführen. Danach fand er einen Weg, um die Blase auszudehnen, so daß er sie mit der Feile nicht so leicht verletzen konnte. Er spritzte von außen eine große Menge warmen Wassers ein. Und schließlich fand er auch eine Methode, den Stein in der Blase an eine Stelle zu manipulieren, an der er ihn mit der Feile erreichen und bearbeiten konnte. Er beugte sich, gegen eine Mauer gestützt, so weit nach vorn, daß der Stein an die Vorderseite der Blase oberhalb des Blasenhalses glitt. Dann führte er die Sonde ein, drückte ihr Feilenende gegen den Stein und zog die Feile am Stein entlang nach unten. Bei jedem Zug mußte er den Stein von neuem fixieren. Aber er triumphierte, als es ihm nach einer Woche gelang, Teile des Steins, die abgefeilt waren, auf dem normalen Wege zu entleeren und sie Murchison zur Untersuchung vorzulegen ...."

„Im April 1782", las ich in Martins Bericht, „begann ich den Stein in meiner Blase zu feilen. Murchison bemühte sich, mir abzuraten, fortzufahren, aber da ich täglich die gute Wirkung des Feilens feststellte, fuhr ich fort bis Mitte Oktober desselben Jahres, und ich glaube, daß ich durchschnittlich mindestens dreimal in 24 Stunden, oft aber zehn- und zwölfmal feilte ..."

„Im Oktober 1782 ...", sagte Irving, „entfernten sich von selbst die letzten Trümmer des Steines. Ein paar Wochen später machte Martin, wie Murchison und andere Zeitgenossen aus Lucknow bezeugen, bereits wieder seinen täglichen Ritt über acht oder zehn Meilen vor dem Frühstück, und Martin sandte seinen ersten Bericht nach England an Sir Joseph Banks ... Aber seine Tat schien so unglaubhaft und jedem Arzt so unwahrscheinlich, daß niemand in England anscheinend daran glaubte, bis der zweite Bericht kam, den Sie dort in Händen haben ... Aber auch dann ist dieser Bericht auf die eine Veröffentlichung beschränkt geblieben. Niemand hat die Folgerungen daraus gezogen, so wie es fast immer nach neuen Entdeckungen auf unserem Gebiet so ist — bis Civiale kam, Civiale ..."

Er griff nach den beiden Büchern, die auf dem Tischchen lagen ... Er reichte sie mir. Sie tragen als Verfasserbezeichnung den Namen: Civiale. Ihre Titel lauteten „Sur la Lithotritie au fraiement de la pierre dans la vessie" und „Seconde lettre sur la Lithotritie". Sie waren 1820 und 1828 erschienen.

„Über die Steinzertrümmerung ...", sagte Irving. „Ich lese kein französisch. Aber ich habe mir alles Stück für Stück übersetzen lassen. Es ist eine Offenbarung, und es wäre eine Befriedigung für mich, zu erfahren, ob der direkte Weg dieser Entdeckung wirklich von Lucknow nach Paris und von Martin zu Civiale geführt hat — der Weg zur Besiegung des verfluchten Steines ohne Blut und ohne Todesgefahr und ohne Schmerz. Ich bin ein alter Mann und werde Lucknow wahrscheinlich nie verlassen, weil das Klima besser für mich ist als die Nebel zu Hause. Aber Sie! — Werden Sie mir einmal schreiben, wenn Sie glücklich Paris und Civiale erreicht haben und Ihre Steine losgeworden sind ..?"

Martin und Civiale waren für ihn so sehr Mittelpunkte seines Interesses geworden, daß er anscheinend vergaß, daß das Problem meiner Reise zu Civiale für mich kein historisches, sondern ein schmerzliches persönliches war. „Civiale", sagte er, „ist so sehr von seiner Aufgabe besessen — so schrieb mir ein Freund —, daß er in seinen Taschen ständig Haselnüsse mit sich herumträgt. Gleichzeitig hält er in der Hand, die in einer Tasche vergraben ist, den Lithoklasten, das Instrument, das er zur Zertrümmerung des Steines erfunden hat. Damit sucht er auf dem Boden der Tasche die Haselnüsse zu erfassen und zu zerbrechen. So geht er durch Paris. — So geht er durch Paris ..."

Er unterbrach sich und schlürfte einige Schlucke Tee. „Bitte schreiben Sie mir, ob es Wahrheit oder Legende ist."

IM NÄCHSTEN HEFT:
Ein Stein wird zertrümmert

Und Terry war mein

RAYMOND CHANDLER

Der Roman eines unbequemen Mannes, der seine Finger nicht da

Sie können noch mitlesen: Auf dem Parkplatz eines Tanzlakals bei Hollywaod, liest Philipp Marlowe den im Gesicht schwer kriegsbeschädigten, Terry Lennax stockbetrunken auf. Er nimmt ihn mit sich. Zwischen den beiden entwickelt sich eine seltsame Freundschaft. Eines Nachts läutet es an Marlowes Haustür; draußen steht Terry mit der Pistale in der Hand. Er läßt sich von Marlowe zu einem abgelegenen Flugplatz fahren, da er schnellstens nach Mexiko will. Marlowe ahnt eine bäse Sache. Als er zurückkammt, ist die Palizei in seiner Wohnung, und er erfährt, daß Terrys Frau, Sylvia, in dieser Nacht ermardet warden ist. Terry, der verschwunden ist, wird der Tat verdächtigt, Marlowe der Begünstigung. Beim Palizeiverhör im Gefängnis wird Marlowe brutal geschlagen. Nach drei Tagen wird er überraschend freigelassen und erfährt dabei, daß der Fall Lennox abgeschlossen sei, da Terry schriftlich ein volles Geständnis abgelegt und sich dann im Hatelzimmer einer mexikanischen Kleinstadt erschossen habe. Als Marlowe nach Hause kommt, besucht ihn dort der Gentleman-Ganove Menendez, der ihm rät, ja die Finger van dem Fall Lennox zu lassen, andernfalls ... Menendez war mit Terry zusammen Saldat. Ihm und einem Gangster-Kollegen hatte Terry damals im Schützenlach das Leben gerettet. Daher rührt die Verwundung im Gesicht. Am nächsten Tag findet Marlowe in seinem Briefkasten einen Abschiedsbrief des taten Freundes aus Mexiko mit einer 5000-Dollar-Note im Kuvert. Ein merkwürdiger Anruf führt ihn mit dem New Yarker Verleger Spencer zusammen, der ihn bittet, sich um den trunksüchtigen Schriftsteller Rager Wade, einem Nachbarn der Lennox in Idle Valley, zu kümmern. Marlaw lehnt ab, er sei weder ein Psychiater noch ein Kindermädchen. Als eine zauberhafte Frau, die am Nebentisch des Lokales das Gespräch mit angehört hat, sich als Mrs. Wade vorstellt, sagte Marlowe safort zu. Frühzeitig am nächsten Margen sucht Mrs. Wade Marlowe in seiner Wohnung auf.

Im Gespräch wird plötzlich deutlich, daß sie Marlowes Freund, Terry Lennax, gut gekannt haben muß. Mit Hilfe eines zerknüllten Schreibmaschinenzettels, aul dem steht, daß nur „ein Dr. V. ihm helfen könne", bekommt Marlowe heraus, wa sich Rager Wade aufhält. Marlowe besucht Dr. Verringer in seinem Sanatarium und fragt nach Wade.

5. Fortsetzung

„Das ist doch hier so was wie eine Heilanstalt, nicht wahr? Oder war früher eine?" fragte ich. „Keineswegs. Als es in Betrieb war, war es eine Künstlerkolonie. Ich habe für Essen, Unterkunft, Sport- und Unterhaltungsmöglichkeiten gesorgt und vor allem für Weltabgeschiedenheit. Und das bei mäßigen Preisen. Künstler, wie Sie wahrscheinlich wissen, sind selten reiche Leute. Mit dem Ausdruck Künstler meine ich natürlich auch Schriftsteller, Musiker und so weiter. Es ist eine lohnende Tätigkeit für mich — gewesen."

Er blickte traurig drein, als er das sagte. Die Augenbrauen hingen an den äußeren Ecken herab, ebenso sein Mund. Sie brauchten nur noch ein wenig weiterzuwachsen, und sie würden ihm in den Mund hineinhängen.

„Das weiß ich", sagte ich. „Es steht in dem Ordner. Ebenso wie der Selbstmord, den Sie hier vor einiger Zeit gehabt haben. Ein Morphiumfall war's, ja?"

Er ließ die Augenbrauen nicht mehr hängen. Sie sträubten sich. „In was für einem Ordner?" fragte er scharf.

„Wir haben Ordner über das, was wir ‚Gitterfensterärzte' nennen, Herr Doktor. Häuser, aus denen man nicht entwischen kann, wenn der Anfall kommt. Kleine, private Heilanstalten, oder was es sonst ist, die Alkoholiker und Rauschgiftsüchtige und leichte Fälle von Geisteskrankheit behandeln."

„Solche Anstalten müssen staatlich zugelassen sein", sagte Dr. Verringer heiser.

„Freilich. Theoretisch jedenfalls. Manchmal wird das aber auch sozusagen vergessen."

Er richtete sich steif auf. Der Mann hatte immerhin eine gewisse Würde. „Der Gedanke ist beleidigend, Mr. Marlowe. Es ist mir nicht bekannt, warum mein Name auf einer derartigen Liste stehen sollte. Ich muß Sie bitten, sich zu entfernen."

„Kommen wir mal wieder zu Wade! Könnte er vielleicht unter einem anderen Namen hier sein?"

„Niemand ist hier, außer Earl und mir selbst. Wir sind ganz allein. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen —"

„Ich würde mich gern umsehen."

Manchmal kann man die Leute so in Wut bringen, daß sie sich verplappern. Doch nicht Dr. Verringer. Er bewahrte seine Würde. Seine Augenbrauen taten brav mit. Ich blickte zum Hause. Von drinnen klang Musik, Tanzmusik. Und ganz schwach das Schnippen von Fingern.

„Ich möchte wetten, er ist da drin und tanzt", sagte ich. „Das ist ein Tango. Ich wette, er tanzt da drin ganz allein. So ein Bengel!"

„Wollen Sie sich jetzt entfernen, Mr. Marlowe? Oder soll ich erst Earl rufen, damit er mir hilft, Sie von meinem Grundstück wegzuschaffen?"

„Meinetwegen, ich geh ja schon. Seien Sie mir nicht böse, Herr Doktor! Es waren nur drei Namen, die mit V anfingen, und bei Ihnen schien die Aussicht am größten. Das ist der einzige wirkliche Anhaltspunkt, den wir hatten — Dr. V. Er hat's auf ein Stück Papier gekritzelt, ehe er verschwunden ist. Dr. V."

„Da muß es doch Dutzende geben", sagte Dr. Verringer ruhig.

„Freilich. Aber in unserem Ordner über die Gitterärzte stehen keine Dutzende. Schönen Dank, Herr Doktor. Earl irritierte mich ein bißchen."

Ich wandte mich um und ging zu meinem Wagen hinüber und stieg ein. Als ich die Tür zu hatte, stand Dr. Verringer neben mir. Er lehnte sich mit freundlicher Miene herein.

„Wir brauchen uns doch nicht zu streiten, Mr. Marlowe. Ich begreife ja, daß Sie

Freund

von lassen konnte

in Ihrem Beruf oft ziemlich aufdringlich sein müssen. Was irritiert Sie denn an Earl?"

Er lehnte sich auf die Tür. Seine Stimme wurde leise und vertraulich. „Earls Eltern sind liebe Freunde von mir gewesen, Mr. Marlowe. Irgendwer muß sich doch um Earl kümmern, und sie weilen nicht mehr unter uns. Earl braucht ein ruhiges Leben, fern vom Lärm und den Versuchungen der Stadt. Er ist labil, aber im Grunde harmlos. Ich werde ohne jede Mühe mit ihm fertig, wie Sie gesehen haben."

„Sie haben allerhand Mut", sagte ich.

Er seufzte. Seine Augenbrauen bewegten sich sacht wie die Fühler eines mißtrauischen Insektes. „Es ist ein Opfer gewesen", sagte er. „Ein ziemlich schweres. Ich habe gedacht, Earl könnte mir hier bei meiner Arbeit helfen. Er spielt wunderbar Tennis, schwimmt und taucht meisterhaft und kann die ganze Nacht tanzen. Fast immer ist er die Freundlichkeit selber. Aber von Zeit zu Zeit hat es Zwischenfälle gegeben." Er machte eine Bewegung mit seiner breiten Hand, als drängte er peinliche Erinnerungen in den Hintergrund. „Am Ende habe ich vor der Wahl gestanden, Earl aufzugeben oder mein Haus hier aufzugeben."

Er streckte beide Hände aus, die Handflächen nach oben, spreizte sie, drehte sie und ließ sie an den Seiten herabsinken. Seine Augen waren feucht von unvergossenen Tränen.

„Ich habe verkauft", sagte er. „Dies friedliche kleine Tal wird Baugrund. Es wird hier Bürgersteige geben und Laternenpfähle und Kinder mit Rollern und plärrende Radios. Es wird sogar" — ein verlorener Seufzer entrang sich seiner Brust — „Fernsehen geben." Er machte mit der Hand eine ausladende Geste. „Ich hoffe, sie werden die Bäume verschonen", sagte er, „aber ich fürchte, sie werden's nicht tun. Statt dessen werden Reihen von Fernsehmasten sich über die Bodenwellen ziehen. Aber Earl und ich werden weit weg sein, hoffe ich."

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor. Mir blutet das Herz für Sie."

Er streckte die Hand aus. Sie war feucht, aber durchaus fest. „Ich danke Ihnen für Ihr Mitgefühl und Verständnis, Mr. Marlowe. Und ich bedaure, daß ich nicht in der Lage bin, Ihnen bei der Suche nach Mr. Slade zu helfen."

„Wade", sagte ich.

„Verzeihung, Wade natürlich. Auf Wiedersehen und viel Glück!"

*

Ich ließ den Wagen an und fuhr auf dem kiesbestreuten Weg zurück, wie ich gekommen war. Mir war trüb zumute, doch nicht ganz so trüb, wie Dr. Verringer sich wünschte, daß mir zumute wäre.

Ich kam durch das Tor hinaus und fuhr im Bogen der Chaussee weit genug herum, um außer Sichtweite des Einganges zu parken. Ich stieg aus und lief am Rande des Pflasters bis dahin zurück, wo ich das vom Stacheldraht-Grenzzaun aus gerade sehen konnte. Dort blieb ich unter einem Eukalyptusbaum stehen und wartete.

Etwa fünf Minuten verstrichen, dann kam ein Wagen, den Kies aufwirbelnd, auf dem Privatweg heran und hielt, außer Sichtweite von meinem Standplatz. Ich zog mich noch weiter ins Gestrüpp zurück. Ich hörte ein knarrendes Geräusch, dann das Klicken eines schweren Schlosses und das Rasseln einer Kette. Der Wagenmotor kam wieder auf Touren, und der Wagen fuhr den Weg zurück.

Als sein Geräusch verklungen war, ging ich zu meinem Oldsmobile zurück und drehte im U-Bogen um, stadtwärts. Als ich an der Einfahrt zu Dr. Verringers Privatweg vorbeifuhr, sah ich, daß das Tor mit

(FORTSETZUNG AUF SEITE 28)



(FORTSETZUNG VON SEITE 27)

Kette und Vorlegeschloß verrammelt war. Kein Besuch mehr heute, danke. Ich fuhr die gut dreißig Kilometer zur Stadt zurück und aß zu Mittag. Während ich aß, kam mir die ganze Geschichte immer dümmer vor. So wie ich das anfaßte, kommt man niemandem auf die Spur. Man trifft auf interessante Typen wie Earl und Dr. Verringer, aber man trifft nicht auf den Mann, nach dem man sucht. Man vergeudet Reifen, Benzin, Worte und Nervenkraft für ein Unternehmen, bei dem nichts herauskommt. Bei drei Namen, die mit V anfingen, hatte ich ebensoviel Aussicht, den Gesuchten herbeizuschaffen, wie Nick den Griechen beim Würfeln zu schlagen.

Der erste ist sowieso immer falsch, eine Sackgasse, ein verheißungsvoller Ansatz, der einem vor der Nase nicht sehr wohltönend zerplatzt. Aber er hätte nicht Slade statt Wade sagen dürfen! Er war doch ein intelligenter Mensch. So leicht konnte er das nicht vergessen, und wenn, dann hätte er es eben ganz vergessen.

Vielleicht — und vielleicht auch nicht. Die Bekanntschaft war nur kurz gewesen. Bei meinem Kaffee dachte ich über die Herren Dr. Vukanich und Dr. Varley nach. Ja oder nein? Mit Besuchen bei ihnen würde so ziemlich der ganze Nachmittag draufgehen. Und dann konnte es passieren, daß ich in der Wadeschen Villa in Idle Valley anriefe und mir sagen lassen müßte, der Herr des Hauses sei in seine Wohnstatt heimgekehrt und zur Zeit sei alles eitel Sonnenschein.

Dr. Vukanich war ein einfacher Fall. Er wohnte nur ein halbes Dutzend Straßen weiter. Dr. Varley aber wohnte ganz weit draußen in den Hügeln von Altadena — eine lange, heiße, ermüdende Fahrt. Ja oder nein?

Die Antwort war schließlich ja. Aus drei guten Gründen. Der eine war der, daß man nie genug von der düsteren Seite des Daseins wissen kann und von den Menschen, die dort ihres Weges ziehen. Der zweite war, daß jede Kleinigkeit, um die ich den Ordner, den Peters mir hervorgeholt hatte, bereichern konnte, ein Stück Dank und Erkenntlichkeit darstellte. Der dritte Grund war, daß ich sonst weiter nichts zu tun hatte.

Ich zahlte, ließ meinen Wagen, wo er war, und ging zu Fuß an der Nordseite der Straße bis zum Stockwell-Bau. Es war ein altmodischer Bau mit einem Zigarrenstand im Eingang und einem handbetriebenen Fahrstuhl, der schaukelte und gar nicht geneigt war, gerade stehenzubleiben. Der Korridor des fünften Stockwerks war eng, und die Türen hatten Milchglasscheiben. Das Gebäude war älter und viel schmutziger als mein eigenes.

Es steckte voll von Ärzten, Zahnärzten, Heilpraktikern, die sich mehr schlecht als recht durchschlugen, Rechtsanwälten von der Art, die man der Gegenpartei wünscht, Ärzten und Zahnärzten von der Art, die sich gerade so durchwursteln. Nicht sehr geschickt, nicht sehr sauber, nicht sehr auf Draht, drei Dollar, bitte gleich an die Assistentin; müde, abgestumpfte Männer, die genau wissen, wie es um sie steht, was für Patienten sie kriegen können und wieviel Geld sich aus ihnen herausquetschen läßt. Von Kreditgesuchen bitte ich freundlichst abzusehen. Arzt im Hause, Arzt unterwegs. Ihr Bakkenzahn, der ist aber schon ziemlich mürbe, Mrs. Kazinski. Also, wenn Sie diese neue Kunstharzfüllung haben wollen, ganz genau so gut wie eine Goldplombe, kann ich sie Ihnen für vierzehn Dollar machen. Novokain kostet zwei Dollar extra, wenn Sie es wünschen. Arzt im Hause, Arzt unterwegs. Das macht drei Dollar. Bitte gleich an die Assistentin.

In so einem Gebäude wird es immer ein paar Leute geben, die wirklich Geld verdienen, aber man sieht es ihnen nicht an. Sie passen sich dem schäbigen Hintergrund an, der für sie eine Schutzfarbe ist. Winkeladvokaten, die nebenbei an Pfandbriefschiebungen beteiligt sind (nur etwa zwei Prozent aller verfallenen Pfandbriefe werden jemals eingelöst). Abtreiber, die sich das Ansehen irgendeiner Sparte geben, die ihre Gerätschaften motiviert. Rauschgiftspritzer, die sich das Ansehen von Urologen, Dermatologen oder irgendeines medizinischen Faches geben, in dem die Behandlung häufig sein kann, die regelmäßige Anwendung von Lokalanästhesie normal ist.

Dr. Lester Vukanich hatte ein kleines, kärglich möbliertes Wartezimmer, in dem ein Dutzend Leute saßen und sich alle nicht recht wohlfühlten. Sie sahen aus wie alle andern Menschen. Sie hatten keine Zeichen an sich. Man kann ja überhaupt einen Rauschgiftsüchtigen, der sich gut beherrscht, nicht von einem vegetarischen Buchhalter unterscheiden. Ich mußte Dreiviertelstunden warten. Die Patienten gingen durch zwei Türen hinein. Ein aktiver Hals-Nasen-Ohren-Mann kann vier Leidende auf einmal abfertigen, wenn er genügend Räumlichkeiten hat.

Endlich kam ich dran. Ich kam auf einen braunen Ledersessel neben einem Tischchen zu sitzen, das mit einem weißen Handtuch bedeckt war und auf dem ein Satz Instrumente lag. Eine Sterilisiertrommel brodelte an der Wand. Dr. Vukanich kam in seinem weißen Kittel mit munterem Schritt herein, seinen runden Spiegel an die Stirn geschnallt. Er setzte sich auf einen Schemel vor mir hin.

„Migräne haben Sie? Sehr schlimm?" Er blickte in eine Mappe, die die Assistentin ihm gegeben hatte.

Ich sagte, es sei fürchterlich. Ich könne überhaupt nicht mehr aus den Augen schauen. Besonders frühmorgens, gleich nach dem Aufstehen.

Er nickte kundig. „Typisch", sagte er, und schob eine Glaskappe über ein Ding wie ein Füllfederhalter.

Er steckte es mir in den Mund. „Machen Sie die Lippen zu, aber nicht die Zähne, bitte!" Während er das sagte, griff er zur Seite und schaltete das Licht aus. Das Zimmer hatte kein Fenster. Ein Ventilator surrte irgendwo.

Dr. Vukanich zog sein Glasröhrchen heraus und machte das Licht wieder an. Er betrachtete mich sorgfältig.

„Gar kein Blutandrang, Mr. Marlowe. Wenn Sie Kopfschmerzen haben, dann kommen sie nicht von Migräne. Ich möchte sogar ohne weiteres annehmen, daß Sie nie im Leben mit Migräne zu tun gehabt haben. Sie haben mal eine Nasenwand-Operation gehabt, sehe ich."

„Ja, Herr Doktor. Hab beim Rugby-Spielen mal einen Tritt abgekriegt."

Er nickte. „Da ist eine schwache Knochenschicht, die hätte weggenommen werden sollen. Aber kaum so viel, daß es beim Atmen stören könnte."

Er lehnte sich auf dem Schemel zurück und umklammerte das Knie. „Was haben Sie eigentlich von mir erwartet?" fragte er. Er war ein Mann mit einem schmalen Gesicht. Er sah aus wie eine tuberkulöse weiße Ratte.

„Ich wollte mit Ihnen über einen Freund von mir reden. Dem geht's schlecht. Er ist Schriftsteller. Haufen Geld, aber schwache Nerven. Braucht Hilfe. Er lebt tagelang nur von Schnaps. Er braucht so eine Kleinigkeit extra. Sein eigener Arzt will nicht mehr mitmachen."

„Was verstehen Sie unter ‚mitmachen'?" fragte Dr. Vukanich.

„Der Mann braucht nichts weiter als ab und zu eine Spritze zur Beruhigung. Ich dachte mir, wir könnten uns da irgendwie einigen. In puncto Geld wäre er nicht kleinlich."

„Bedaure, Mr. Marlowe. So was ist nicht meine Sache." Er stand auf. „Ein ziemlich plumpes Ansinnen, mit Verlaub gesagt. Ihr Freund kann mich natürlich konsultieren, wenn er will. Aber da müßte ihm schon was fehlen, was Behandlung erfordert. Das macht zehn Dollar, Mr. Marlowe."

„Verstellen Sie sich doch nicht, Doktor! Sie stehen auf der Liste."

Dr. Vukanich lehnte sich an die Wand und zündete sich eine Zigarette an. Er gab mir Zeit. Er blies Rauch aus, und ich betrachtete ihn. Ich gab ihm eine meiner Karten, damit er sie statt dessen betrachtete. Er betrachtete sie.

„Was für eine Liste wäre denn das?", erkundigte er sich.

„Die Gitterfensterärzte. Ich dachte mir, Sie kennen meinen Freund vielleicht schon, er heißt Wade. Ich dachte mir, Sie haben ihn vielleicht irgendwo in einem weißen Zimmerchen versteckt. Der Mann wird zu Hause vermißt."

„Sie sind ein Esel", sagte Dr. Vukanich zu mir. „Ich gebe mich mit solchem Pfennigkram wie viertägige Alkoholkuren nicht ab. Damit wird in keinem Fall etwas kuriert. Ich habe keine weißen Zimmerchen, und ich kenne auch Ihren Freund nicht, von dem Sie sprechen — selbst wenn er existieren sollte. Das macht zehn Dollar — in bar, und zwar jetzt gleich. Oder möchten Sie lieber, daß ich die Polizei rufe und Anzeige erstatte, daß Sie mich um Narkotika angegangen haben?"

„Das wäre apart", sagte ich. „Versuchen wir's doch mal!"

„Raus hier mit Ihnen, Sie mieser Gauner!"

Ich stand vom Stuhle auf. „Ich glaube, ich habe einen Fehler gemacht, Herr Doktor. Als der Mann das letzte Mal über den Zapfen gehauen hat, hatte er sich bei einem Arzt verkrochen, dessen Name mit V. anfing. Es war eine streng lichtscheue Behandlung. Sie haben ihn spät in der Nacht abgeholt und auf dieselbe Art und

(FORTSETZUNG AUF SEITE 30)



Schnell und — fahrsicher. Alle DKW-Modelle, auch die hier abgebildete neue DKW RT 200 sowie die DKW RT 250, besitzen einen rasanten Anzug und eine hervorragende Straßen- und Kurvenlage. Sie sind deshalb sprichwörtlich fahrsicher, so daß sich Fahrer und Sozia auf einer DKW stets sicher fühlen. Die neuartige DKW-Schalldämpfung aber brachte eine Reduzierung der Motorgeräusche auf einen weit unter der gesetzlichen Grenze liegenden Grad, bei gleichzeitiger Erhöhung der Leistung.

Für 10 Mark wöchentlich eine DKW

Endlich kann der Wunschtraum vom eigenen Fahrzeug in Erfüllung gehen! Die außerordentlich günstigen DKW-Ratenbedingungen geben Unzähligen die Möglichkeit, sich das Leben schöner und leichter zu machen. Bei der Mindestrate von 46,— DM (DKW-Hobby) entfallen auf jede Woche nur ca. 10,— DM! Die können sicherlich auch Sie erübrigen. Zudem bietet Ihnen jeder DKW-Händler die Möglichkeit, auch die Anzahlungssumme in Raten anzusparen.

Für die Saison 1955 stellt die AUTO UNION zur Wahl:

D K W - H o b b y, der erste Motorroller mit dem „denkenden Getriebe" (System Uher), bei dem es kein Schalten mehr gibt;

D K W RT 125, die weitaus meistgekaufte Maschine ihrer Klasse. 6,4 PS, Spitzengeschwindigkeit über 90 km/st;

D K W RT 175, das seit Anfang 1954 meistgekaufte Motorrad überhaupt. 9,6 PS, Spitzengeschwindigkeit über 100 km/st;

D K W RT 200, ein neues, besonders elegantes und leistungsstarkes Modell. 11 PS, Spitzengeschwindigkeit 103 km/st;

D K W RT 250, die bewährte Sport- und Beiwagenmaschine. 14,1 PS, Spitzengeschwindigkeit 114 km/st;

D K W RT 350, eine Maschine für den Kenner, der ein besonders starkes und schnelles Motorrad schätzt. Motorleistung 18 PS, 120 km/st Spitze.

Und nun noch eins: Jedes Jahr bedauern Tausende, ihre Maschine nicht rechtzeitig zu bekommen. Deshalb raten wir Ihnen, sofort zu bestellen, um zum gewünschten Termin I h r e DKW fahren zu können!



Eine DKW bringt Glück, das kann so mancher Handwerker, Landwirt oder Geschäftsmann bestätigen. All die zeitraubenden Wege werden kürzer, überall ist man der Erste, hat mehr Erfolg und eher seinen Feierabend. Und auf die DKW ist wirklich Verlaß. Das haben Hunderttausende DKW-Motorräder, nicht zuletzt obige DKW RT 175 mit Normalausführung (schwarz), 1420,— DM, bewiesen.



Wer Zeit gewinnt, hat mehr vom Leben! Denn mit dem eigenen Motorrad kann man am Wochenende zelten oder große Sommerreisen in entfernte Gegenden unternehmen. Eine wirtschaftliche, in Pflege und Wartung so anspruchslose DKW belastet die Reisekasse kaum. Preis der DKW RT 125 in Normalausführung (schwarz) 1045,— DM; mit DKW-Hinterradfederung (schwarz) nur 1175,— DM.



DKW-Hobby-Fahrer sind zu beneiden! Sie fahren schnell oder gemächlich und brauchen doch nie zu schalten. Diese Arbeit übernimmt das „denkende Getriebe". Für jung und alt, für Frauen und Männer ist die DKW-Hobby kinderleicht zu fahren. Der Anschaffungspreis der DKW-Hobby ist ungewöhnlich niedrig: nur 885,— DM. Ihr Verbrauch beträgt nur 1,75 l/100 km; ihre Steuer 1,— DM im Monat.

— Ausschneiden und als — Drucksache einsenden!

An

AUTO UNION G·M·B·H
DÜSSELDORF 2

Bitte, senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Prospekte und Ratenbedingungen für DKW-Motorräder und DKW-Motorroller „Hobby":

Name: ....

....

Genaue Anschrift: ....

....

(Lesezirkel-Leser bitten wir, für ihre Bestellung eine Postkarte zu benutzen.)



DAS EINZIGE RADIO DER WELT MIT EINGEBAUTEM 4-STUNDEN-LANGSPIELER

Ob Opern-, Operetten-, Tanz- oder Unterhaltungsmelodien, alles hören Sie mit dem Programmwähler nach Wunsch. UKW, 21 Kreise, Plastofon-Lautsprecher. Herrliches Edelholzgehäuse. Ein 4-Stunden-Schallband mit 74 ausgewählten Musikstücken im Preise einbegriffen. Prospekte und Liefernachweis durch

Tefifon

TEFI-WELT-RADIO, WERK PORZ 5 b. KÖLN

Verjüngt u. faltenlos *durch* **HORMOCENTA**
nach Geheimrat Prof. Dr. Sauerbruch

Die neue placentare Hormon-Komposition, ein **Spitzenerzeugnis wissenschaftl. Kosmetik gegen das Altern der Haut,** welches durch tiefenwirksamste Hormone, Vitamine, Fermente u. Biokatalysatoren eine **jugendl. Straffung, Farbfrische u. Schönheit** der Haut auch im Alter bewirkt. Äußerst sparsame Tages-u. Nachtcreme! Orig.-Dose 8.50, Monate reichende Dopp.-Dose 12,50 u. Porto × Prosp. gratis.

Sauerbruch

HYGIENA-INSTITUT × BERLIN W15/105





LACO *... im internationalen Stil*

Hochwertige Qualitätsuhren für jeden Verwendungszweck. Effektvolle Formen und äußerst ganggenaue Werke - ausschließlich 17, 21 und 25 Steine - zeichnen jedes der zahlreichen LACO-Modelle aus.

LACO - Uhren erhalten Sie in guten Uhrenfachgeschäften

(FORTSETZUNG VON SEITE 28)

Weise wieder nach Hause gebracht, als er über den Koller weg war. Haben nicht mal gewartet, bis sie ihn ins Haus gehen gesehen haben. Jetzt ist er wieder ausgerissen und eine ganze Weile nicht zurückgekommen, und da haben wir natürlich in unserem Ordner nachgesehen und einen Anhaltspunkt gesucht. Dabei sind wir auf drei Ärzte gekommen, deren Namen mit V. anfangen."

„Interessant", sagte er mit frostigem Lächeln. Er gab mir immer noch Zeit. „Worauf gründet sich denn Ihre Auswahl?"

Ich stierte ihn an. Seine rechte Hand glitt langsam an der Innenseite seines linken Oberarms auf und ab. Sein Gesicht war mit leichtem Schweiß bedeckt.

„Bedaure, Herr Doktor. Wir arbeiten streng vertraulich."

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick! Ich habe noch einen Patienten, der . . ."

Er ließ den Rest des Satzes in der Luft hängen und ging hinaus. Während er draußen war, steckte eine Assistentin den Kopf durch die Tür, musterte mich kurz und zog sich wieder zurück.

Dann kam Dr. Vukanich mit wohlgelauntem Schritt wieder herein. Er lächelte und sah viel munterer aus. Seine Augen waren lebhaft.

„Was? Sie sind immer noch da?" Er sah erstaunt aus oder stellte sich so. „Ich dachte, unsere kleine Unterredung wäre zu Ende gewesen."

„Ich gehe schon. Ich dachte, Sie wollten, daß ich warte."

Er lachte leise. „Wissen Sie was, Mr. Marlowe? Wir leben in außergewöhnlichen Zeiten. Für ganze fünfhundert Dollar könnte ich Sie mit verschiedenen gebrochenen Knochen ins Krankenhaus bringen lassen. Komisch, nicht wahr?"

„Amüsant" sagte ich. „Sie haben sich eine Spritze in die Ader gejagt, nicht wahr, Doktor? Mann, wie Sie das munter macht!"

Ich wandte mich zum Gehen.

„Hasta luego, amigo", zwitscherte er. „Vergessen Sie nicht meine zehn Dollar! An die Assistentin."

Er trat an ein Zimmertelefon und sprach hinein, während ich hinausging. Im Wartezimmer saßen dieselben zwölf Leute — oder zwölf andere, die genau so aussahen — und fühlten sich nicht recht wohl.

Die Assistentin tat prompt ihre Pflicht. „Das macht zehn Dollar, bitte schön, Mr. Marlowe. Bei uns ist sofortige Bezahlung üblich."

Ich trat zwischen den dichtgedrängten Füßen hindurch auf die Tür zu. Sie sprang von ihrem Stuhl auf und lief um das Pult herum. Ich zog die Tür auf.

„Was passiert, wenn Sie's nicht kriegen?" fragte ich sie.

„Sie werden schon erleben, was passiert", sagte sie empört.

„Natürlich. Sie tun bloß Ihre Pflicht. Ich auch. Gucken Sie sich mal die Karte an, die ich dringelassen habe, da werden Sie sehen, was meine Pflicht ist."

Ich ging hinaus. Die wartenden Patienten betrachteten mich mit mißbilligenden Augen. So benahm man sich doch nicht bei Herrn Doktor.

Dr. Amos Varley war ein ganz anderer Fall. Er hatte ein großes altes Haus im Schatten der großen alten Eichbäume eines großen alten Gartens. Es war ein massiver Fachwerkbau mit kunstvollen Schnörkelverzierungen am Gesimse der Veranden, und die weißen Verandageländer hatten gedrechselte und kannellierte Stäbe wie die Beine eines altmodischen Flügels. Ein paar gebrechliche ältere Leute saßen in Liegestühlen auf den Veranden, in Decken eingemummelt.

Den Eingang bildete eine Flügeltür mit farbigen Glasscheiben. Der Hausflur drinnen war geräumig und kühl, und der Parkettfußboden war poliert und ohne einen einzigen Teppich. In Altadena ist der Sommer heiß. Es liegt in die Hügel hineingedrückt, und der Wind springt glatt darüber hinweg. Vor achtzig Jahren haben die Leute noch verstanden, Häuser für dieses Klima zu bauen.

Eine Schwester in frischem Weiß nahm meine Karte entgegen, und nachdem ich ein wenig gewartet hatte, geruhte Dr. Amos Varley, mich zu empfangen. Er war ein großer, kahlköpfiger Mann mit einem betont freundlichen Lächeln. Sein langer weißer Mantel war makellos sauber, und er lief geräuschlos auf Kreppsohlen.

„Was kann ich für Sie tun, Mr. Marlowe?" Er hatte eine volltöndende, sanfte Stimme, die Schmerzen linderte und dem furchtsamen Herzen Trost gab. Der Onkel Doktor ist ja da, nur keine Angst, alles wird schon gut werden. Er hatte diese Art, mit Kranken umzugehen, sie umgab ihn wie eine dicke Honigschicht. Er war herrlich — und er war stur wie ein Panzer.

„Herr Doktor, ich bin auf der Suche nach einem Mann namens Wade, einem gutsituierten Alkoholiker, der verschwunden ist. Die Vorgeschichte des Falles legt die Vermutung nahe, daß er sich in irgendeinem diskreten Etablissement verkrochen hat, wo man ihn sachkundig behandeln kann. Mein einziger Anhaltspunkt ist ein Hinweis auf einen ‚Dr. V.'. Sie sind mein dritter Dr. V., und ich verliere schon langsam den Mut."

Er lächelte menschenfreundlich. „Erst Ihr dritter, Mr. Marlowe? Es muß doch in Los Angeles und Umgebung Hunderte davon geben."

„Natürlich, aber nicht sehr viele davon dürften Zimmer mit Gitterfenstern haben. Ich habe hier im oberen Stockwerk ein paar bemerkt, an der Seite des Hauses."

„Alte Leute", sagte Dr. Varley traurig, jedoch mit einer vollen, hochtönenden Traurigkeit. „Einsame alte Leute, deprimierte und unglückliche alte Leute, Mr.



„Hinlegen? — Nich' bei dem Wetter, Herr Unteroffizier!"



„Jem Sie dem Mann am Klavier noch'n Bier, noch'n Bier . . ."

Marlowe. Manchmal —" Er machte mit einer Hand eine ausdrucksvolle Geste, eine Bogenbewegung nach außen, eine Pause, dann ein sachtes Fallen, wie ein welkes Blatt, das zu Boden segelt. „Ich behandle hier keine Alkoholiker", setzte er mit Genauigkeit hinzu. „Also, wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen!"

„Tut mir leid, Herr Doktor. Sie haben bloß zufällig auf unserer Liste gestanden. Wahrscheinlich ein Mißverständnis. Irgend etwas über einen Zusammenstoß mit dem Rauschgiftdezernat vor ein paar Jahren."

„Ach so?" Er machte ein verdutztes Gesicht, dann hellte es sich auf. „Ach ja, ein Assistent, den ich unklugerweise beschäftigt habe. Nur ganz kurze Zeit. Er hat mein Vertrauen übel mißbraucht. Ja, so war's."

„Ich hab's allerdings anders gehört", sagte ich. „Ich werde wohl was Falsches gehört haben."

„Und wie haben Sie's gehört, Mr. Marlowe?" Er ließ noch immer sein Lächeln und seine milden Töne voll auf mich einwirken.

„Daß Sie Ihr Giftbuch hätten abgeben müssen."

Das traf ihn ein wenig. Er verzog nicht gerade das Gesicht, aber er warf ein paar Schichten seiner charmanten Art ab. In seinen blauen Augen glitzerte Kühle. „Und die Quelle dieser phantasievollen Behauptung?"

„Eine große Detektivagentur, die die Möglichkeit gehabt hat, Akten über so was anzulegen."

„Zweifellos eine Bande von billigen Erpressern."

„Nicht billig, Herr Doktor! Ihre Grundgebühr sind hundert Dollar pro Tag. Sie wird von einem ehemaligen Obersten der Militärpolizei betrieben. Mit Pfennigkram gibt der sich nicht ab, Herr Doktor. Er rangiert hoch darüber."

„Ich werde ihm mal die Meinung sagen", sagte Dr. Varley mit kalter Verachtung. „Sein Name?" In Dr. Varleys Benehmen war die Sonne untergegangen. Es ging einem kühlen Abend entgegen.

„Geheim, Herr Doktor. Aber machen Sie sich keine Gedanken darüber. Lassen Sie sich nur in Ihrer Arbeit nicht stören. Auf den Namen Wade springen Sie wohl gar nicht an, wie?"

„Ich glaube, Sie wissen, wo die Tür ist, Mr. Marlowe."

Die Tür eines kleinen Aufzugs öffnete sich hinter ihm. Eine Schwester schob einen Rollstuhl hinaus. Der Rollstuhl enthielt, was von einem gebrochenen alten Mann übrig war. Seine Augen waren geschlossen, seine Haut bläulich verfärbt. Er war gut eingewickelt. Die Schwester rollte ihn lautlos über das polierte Parkett und zu einer Seitentür hinaus.

Dr. Varley sagte sanft: „Alte Leute. Kranke alte Leute. Einsame alte Leute. Kommen Sie nicht wieder, Mr. Marlowe! Es könnte sein, daß ich mich ärgere. Wenn ich mich ärgere, kann ich ziemlich unangenehm werden. Ich möchte sogar sagen, sehr unangenehm."

„Von mir aus gern, Herr Doktor. Immerhin schönen Dank. Hübsches kleines Sterbeheim haben Sie hier."

„Was haben Sie da gesagt?" Er trat einen Schritt auf mich zu und warf die restlichen Honigschichten ab. Die sanften Züge seines Gesichtes legten sich in scharfe Falten.

„Was ist denn los?" fragte ich ihn. „Ich sehe schon, daß mein Mann hier nicht gut sein kann. Hier würde ich nicht nach jemand suchen, der noch nicht zu gebrechlich ist, um sich zu wehren. Kranke alte Leute. Einsame alte Leute. Sie haben's ja selber gesagt, Herr Doktor. Unerwünschte alte Leute — aber mit Geld und gierigen Erben. Die meisten wahrscheinlich entmündigt."

„Ich beginne mich zu ärgern", sagte Dr. Varley.

„Leichte Kost, leichte Beruhigungsmittel, energische Behandlung. Raus in die Sonne, wieder rein ins Bett. Gitter vor ein paar von den Fenstern, falls doch noch ein bißchen Mumm übrig ist. Sie lieben Sie, Herr Doktor, einer wie der andere. Beim Sterben halten sie Ihre Hand und sehen die Traurigkeit in ihren Augen. Die ist sogar echt."

„Gewiß ist sie das", sagte er mit leiser, kehliger Brummstimme. Seine Hände waren jetzt zu Fäusten geballt. Es war Zeit, daß ich mich verzog. Doch er war mir mittlerweile schon gar zu widerlich geworden.

„Natürlich ist sie das", sagte ich. „Niemand verliert gern einen gut zahlenden Kunden. Besonders einen, den man nicht mal zufriedenzustellen braucht."

(FORTSETZUNG AUF SEITE 32)

(FORTSETZUNG VON SEITE 31)

„Irgendwer muß es doch tun", sagte er. „Irgendwer muß sich doch um diese armen alten Leute kümmern, Mr. Marlowe."

„Irgendwer muß auch Abortgruben ausräumen. Wenn man sich's überlegt, ist das doch eine saubere, anständige Arbeit. Auf Wiedersehen, Dr. Varley. Wenn ich mir bei meiner Arbeit mal schmutzig vorkomme, werd' ich an Sie denken. Das wird mich gewaltig aufmöbeln."

„Sie dreckige Laus!" sagte Dr. Varley zwischen seinen breiten weißen Zähnen. „Ich sollte Ihnen das Rückgrat brechen. Mein Beruf ist ein ehrenhafter Beruf."

„Ja ja." Ich sah ihn griesgrämig an. „Das weiß ich schon. Bloß er riecht nach Tod."

Er fiel nicht über mich her, und so ließ ich ihn stehen und ging hinaus. An der breiten Flügeltür blickte ich mich noch einmal um. Er hatte sich nicht gerührt. Er hatte zu tun, die Honigschichten wieder anzulegen.

Ich fuhr nach Hollywood zurück und kam mir vor wie ein zerkautes Endchen Schnur.

Dreimal geschossen, dreimal daneben. Ich hatte nichts weiter getan, als mit zu vielen Ärzten gesprochen.

Ich rief im Hause Wade an.

Eine Stimme meldete sich:

„Hier ist Eileen Wade, Mr. Marlowe."

„Ich wollte mich bloß erkundigen, ob sich bei Ihnen was getan hat. Ich habe den ganzen Tag über Ärzte besucht und mir keine Freunde erworben."

„Nein, leider nicht. Er ist immer noch nicht aufgetaucht. Ich kann nicht anders als ziemlich in Angst sein. Dann haben Sie mir also wohl nichts zu erzählen." Ihre Stimme war leise und deprimiert.

„Es ist ein großer, dichtbevölkerter Kreis, Mrs. Wade."

„Heute abend sind's vier ganze Tage."

„Gewiß, aber das ist doch noch nicht zu lange."

„Für mich schon." Sie schwieg eine Weile. „Ich habe eifrig nachgedacht und mir Mühe gegeben, mich auf etwas zu besinnen", fuhr sie fort. „Es muß doch etwas geben, irgend so etwas wie einen Hinweis oder einen Erinnerungsfetzen. Roger redet sehr viel über alles mögliche."

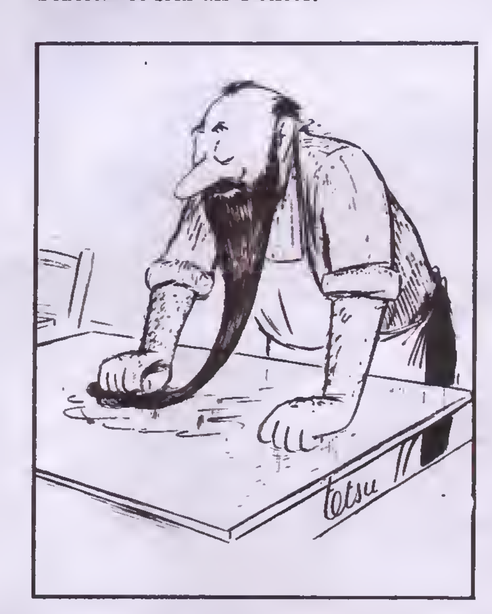
„Sagt Ihnen der Name Verringer etwas, Mrs. Wade?"

„Nein, ich glaube nicht. Wieso denn?"

„Sie haben davon gesprochen, daß Mr. Wade das eine Mal von einem großen Menschen, der eine Cowboykluft anhatte, nach Hause gebracht worden ist. Würden Sie diesen großen Menschen erkennen, wenn Sie ihn wiedersähen, Mrs. Wade?"

„Vielleicht", sagte sie zögernd, „wenn die Umstände die gleichen wären. Aber ich hab ihn bloß ganz kurz gesehen. Hat der etwa Verringer geheißen?"

„Nein, Mrs. Wade. Verringer ist ein kräftig gebauter Mann in mittleren Jahren, der eine Art Sommerfrischlerfarm in Sepulveda Canyon betreibt — oder, genauer gesagt, betrieben hat. Er hat einen toll zurechtgemachten Kasper namens Earl, der bei ihm arbeitet. Und Verringer bezeichnet sich als Doktor."



„Das ist ja herrlich", sagte sie warm. „Haben Sie nicht das Gefühl, daß Sie auf der richtigen Fährte sind?"

„Man klammert sich halt an jeden Strohhalm. Ich werde Sie anrufen, wenn ich was weiß. Ich wollte mich bloß erkundigen, ob Roger nicht nach Hause gekommen ist und ob Ihnen nicht noch was Bestimmtes eingefallen ist."

„Ich fürchte, ich hab Ihnen nicht gerade viel geholfen", sagte sie trübselig. „Bitte rufen Sie mich nur zu jeder beliebigen Zeit an, ganz gleich, wie spät es ist."



„Als ich in deinem Alter war, schwänzte ich den Musikunterricht!"

Ich versprach es, und wir legten auf. Ich nahm diesmal einen Revolver und eine große Stablampe mit. Der Revolver war ein tüchtiger kleiner 8,13er mit kurzem Lauf und abgestumpften Geschossen. Es konnte ja sein, daß Dr. Verringers junger Mann noch anderes Spielzeug besaß als bloß einen Schlagring. Wenn das der Fall war, so war es ihm bei seinem leichten Dachschaden ohne weiteres zuzutrauen, daß er damit herumspielte.

Ich bog wieder auf die Chaussee ein und fuhr so schnell, wie ich es riskieren konnte. Es war eine mondlose Nacht, und es war gewiß dunkel, bis ich die Einfahrt zu Dr. Verringers Grundstück erreichte. Dunkelheit war das, was ich brauchte.

Das Tor war immer noch mit der Kette und dem Vorhängeschloß verrammelt. Ich fuhr daran vorbei und parkte in gebührender Entfernung von der Chaussee. Es war unter den Bäumen immer noch ein bißchen Tageslicht, aber es würde nicht mehr lange bleiben. Ich kletterte über das Tor und ging den Hügel hinauf, um einen Fußweg zu suchen. Weit hinten im Tal glaubte ich eine Wachtel zu hören. Eine Wildtaube klagte laut über die Nöte des Lebens. Es war kein Fußweg da, jedenfalls konnte ich keinen finden, und so ging ich zu dem Fahrweg zurück und lief am Rande des Kieses entlang. Eichen lösten die Eukalyptusbäume ab, und ich stieg über die Bodenwelle und konnte in der Ferne ein paar Lichter sehen.

Es dauerte drei Viertelstunden, bis ich mich hinter dem Schwimmbecken und den Tennisplätzen zu einer Stelle vorgearbeitet hatte, von wo ich zum Hauptgebäude am Ende des Weges hinabblicken konnte. Es war erleuchtet, und ich hörte aus dem Hause Musik. Und noch weiter hinten, zwischen den Bäumen, kam aus einer anderen Hütte Licht. Kleine dunkle Hütten lagen überall zwischen den Bäumen verteilt.

Ich ging jetzt einen schmalen Weg entlang, und plötzlich blendete eine Bogenlampe an der Rückseite der Haupthütte auf. Ich blieb regungslos stehen. Die Bogenlampe suchte nach nichts. Sie zielte gerade nach unten und bildete einen großen Lichtfleck auf der rückwärtigen Veranda und dem Gartenboden dahinter. Dann flog die Tür auf und Earl kam heraus. Da wußte ich, daß ich an der richtigen Stelle war.

Earl war heute abend Cowboy, und ein Cowboy war es gewesen, der Roger Wade voriges Mal nach Hause gebracht hatte. Earl schwang ein Lasso. Er hatte ein dunkles, weißbesticktes Hemd an und einen gepunkteten Schal lose um den Hals. Er hatte einen breiten Ledergürtel mit viel Silberbeschlägen um und zwei verzierte lederne Pistolentaschen daran hängen, in denen Revolver mit Elfenbeingriffen steckten. Er hatte elegante Reithosen und mit weißem Kreuzstichmuster verzierte, funkelnagelneue Stiefel an. Auf seinem Hinterkopf saß ein weißer Sombrero, und etwas, das aussah wie ein geflochtenes Silberband, hing mit unverknoteten Enden lose an seinem Hemd herab.

Er stand in dem weißen Licht der Bogenlampe allein da, schwang das Lasso um

sich, trat in den Kreis hinein und wieder hinaus, ein Schauspieler ohne Publikum, ein großer, schlanker, stattlicher Edel-Cowboy, der ganz für sich allein eine Vorstellung gab und sich glänzend dabei amüsierte. Earl mit den beiden Revolvern, der Schrecken des Sepulveda Canyon. Er gehörte auf eine von diesen Sommerfrischlerfarmen, auf denen der Pferdekult soweit geht, daß selbst das Telefonmädchen zur Arbeit Reitstiefel trägt.

Mit einemmal hörte er ein Geräusch, oder tat wenigstens so. Das Lasso sank zu Boden, die Hände rissen die beiden Revolver aus den Taschen, und seine Daumen krümmten sich über den Hähnen, als er die Waffen waagerecht vorstreckte. Er spähte in die Dunkelheit. Ich wagte mich nicht zu rühren. Die verdammten Revolver konnten ja geladen sein. Aber das Licht der Bogenlampe blendete ihn, und er sah nichts. Er schob die Revolver wieder in die Taschen, hob das Lasso auf, raffte es lose zusammen und ging ins Haus zurück. Das Licht verschwand und ich ebenfalls.

Ich schlich mich durch die Bäume und gelangte dicht an die kleine erleuchtete Hütte am Abhang. Kein Laut kam daraus hervor. Ich trat an das Gazefenster und schaute hinein. Das Licht kam von einer Lampe, die neben einem Bett auf einem Nachttisch stand. Ein Mann lag im Bett flach auf dem Rücken, den Körper entspannt, die Arme in Pyjama-Ärmeln auf der Decke, die Augen weit offen und fest an die Decke geheftet. Er wirkte groß. Sein Gesicht lag zum Teil im Schatten, doch ich konnte sehen, daß er blaß und nicht rasiert war, und zwar etwa gerade seit der richtigen Anzahl von Tagen. Die gespreizten Finger seiner Hand lagen regungslos auf dem Bett. Er sah aus, als hätte er sich stundenlang nicht gerührt.

Ich hörte Schritte an der anderen Seite der Hütte entlangkommen. Eine Gazetür knarrte, und dann erschien die massige Gestalt Dr. Verringers in der Tür. Er hatte etwas in der Hand, das wie ein großes Glas Tomatensaft aussah. Er knipste eine Stehlampe an. Sein Hawaiihemd schimmerte gelb. Der Mann im Bett schenkte ihm überhaupt keinen Blick.

Dr. Verringer stellte das Glas auf den Nachttisch und zog einen Sessel heran und setzte sich hin. Er griff nach einem Handgelenk des Liegenden und fühlte den Puls. „Wie fühlen Sie sich jetzt, Mr. Wade?" Seine Stimme war freundlich und besorgt.

Der Mann auf dem Bett gab ihm keine Antwort und keinen Blick. Er starrte weiter an die Decke.

„Na aber, Mr. Wade, wir wollen doch nicht so schwermütig sein! Ihr Puls ist nur ein klein bißchen rascher als normal. Sie sind schwach, aber sonst —"

„Tejjy", sagte der Mann auf dem Bett plötzlich, „sag dem Mann, wenn er weiß, wie es mir geht, soll der Saukerl mich doch nicht erst fragen." Er hatte eine gute, klare Stimme, aber der Ton war bitter.

„Wer ist Tejjy?" fragte Dr. Verringer geduldig.

„Meine Sprecherin. Sie sitzt da oben in der Ecke."

Dr. Verringer blickte empor. „Ich sehe eine kleine Spinne", sagte er. „Machen Sie doch kein Theater, Mr. Wade! Das ist bei mir nicht nötig."

„Tegenaria domestica, die gemeine Springspinne, mein Lieber. Ich mag Spinnen gern. Die tragen so gut wie niemals Hawaiihemden."

Dr. Verringer fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. „Ich hab zu Albereien keine Zeit, Mr. Wade."

„An Tejjy ist nichts Albernes." Wade drehte langsam den Kopf, als ob er sehr schwer wäre, und starrte Dr. Verringer geringschätzig an. „Tejjy ist es bitter ernst. Sie kriecht zu Ihnen heran. Wenn Sie nicht hinsehen, macht sie einen flinken, lautlosen Hopser. Nach einer Weile ist sie nahe genug heran. Sie macht den letzten Sprung. Sie werden ausgesaugt, Doktor, ganz und gar ausgesaugt! Tejjy frißt Sie nicht auf. Sie saugt nur das Blut aus, bis bloß noch die Haut übrig ist. Wenn Sie etwa die Absicht haben, dieses Hemd ewig zu tragen, Herr Doktor, dann könnte das, von mir aus gesehen, gar nicht schnell genug passieren."

Dr. Verringer lehnte sich im Stuhl zurück. „Ich brauche fünftausend Dollar. Wie schnell könnte das passieren?"

„Sechshundertfünfzig haben Sie gekriegt", sagte Wade gereizt, „und mein ganzes Kleingeld dazu. Verdammt noch mal, wieviel kostet's denn hier im Laden?"

„Kleine Fische", sagte Dr. Verringer, „ich habe Ihnen doch gesagt, meine Sätze sind raufgegangen."

(FORTSETZUNG AUF SEITE 34)

(FORTSETZUNG VON SEITE 33)

„Sie haben nicht gesagt, daß Sie auf den Mount Wilson geklettert sind."

„Streiten Sie nicht lange mit mir herum!" sagte Dr. Verringer kurz angebunden. „Ihre Lage ist nicht so, daß Sie mir komisch kommen könnten. Außerdem haben Sie mein Vertrauen mißbraucht."

„Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie so was haben."

Dr. Verringer trommelte langsam auf die Armlehnen des Sessels. „Sie haben mich mitten in der Nacht angerufen", sagte er. „Sie waren ganz verzweifelt. Sie haben gesagt, Sie würden sich das Leben nehmen, wenn ich nicht käme. Ich wollte es nicht tun, und Sie wissen auch, warum. Ich habe keine Zulassung, um in diesem Staat als Arzt zu praktizieren. Ich bemühe mich, dieses Grundstück loszuwerden, ohne dabei alles einzubüßen. Ich muß mich um Earl kümmern, und bei dem war ein schlimmer Anfall ungefähr fällig. Ich habe Ihnen gesagt, es würde Sie einen Haufen Geld kosten. Sie haben immer noch darauf bestanden, und da bin ich gekommen. Ich will fünftausend Dollar haben."

„Ich hatte zuviel getrunken und war nicht ganz bei mir", sagte Wade. „Sie können von keinem Menschen verlangen, daß er sich an so eine Abmachung hält."

„Außerdem", sagte Dr. Verringer langsam, „haben Sie Ihrer Frau gegenüber meinen Namen genannt. Sie haben ihr erzählt, ich käme Sie holen."

Wade machte ein erstauntes Gesicht. „Ich habe nichts dergleichen getan", sagte er. „Ich hab' überhaupt nicht mit ihr gesprochen. Sie hat geschlafen."

„Dann war's eben bei anderer Gelegenheit. Ein Privatdetektiv ist hier gewesen und hat nach Ihnen gefragt. Er kann doch unmöglich gewußt haben, wo er hingehen sollte, wenn's ihm nicht jemand gesagt hat. Ich habe ihn abgewimmelt, aber es kann sein, daß er wiederkommt. Sie müssen nach Hause, Mr. Wade. Aber erst will ich meine fünftausend Dollar haben."

„Übermäßig intelligent sind Sie wohl nicht gerade, Doktor? Wenn meine Frau wüßte, wo ich bin, wozu brauchte sie dann einen Detektiv? Sie hätte doch selber herkommen können — vorausgesetzt, daß ihr so viel daran liegt. Sie hätte Candy, unsern Diener, mitbringen können. Candy würde Ihren Bubi in sämtliche Bestandteile zerlegen, während Bubi sich gerade noch überlegt, in was für einem Film er heute der große Star ist."

„Sie haben eine tückische Zunge, Wade. Und tückische Gedanken."

„Ich habe auch tückische fünftausend Dollar, Doktor. Versuchen Sie doch mal, da dranzukommen!"

„Sie werden mir einen Scheck schreiben", sagte Dr. Verringer bestimmt. „Jetzt auf der Stelle. Dann werden Sie sich anziehen, und Earl wird sie nach Hause bringen."

„Einen Scheck?" Wade lachte beinahe. „Na klar, ich gebe Ihnen einen Scheck. Wunderschön. Wie wollen Sie den einlösen?"

Dr. Verringer lächelte ruhig. „Sie denken, Sie werden die Zahlung sperren, Mr. Wade. Aber das werden Sie nicht. Das kann ich Ihnen versichern."

„Sie fetter Gauner!" schrie Wade ihn an.

Dr. Verringer schüttelte den Kopf. „In manchem ja. Nicht in allem. Ich bin ein mehrschichtiger Charakter, wie die meisten Menschen. Earl wird Sie nach Hause fahren."

„Nix! Wenn ich den Bengel sehe, kriege ich Gänsehaut", sagte Wade.

Dr. Verringer stand behutsam auf und streckte die Hand aus und klopfte dem Mann im Bett auf die Schulter. „Für mich ist Earl durchaus harmlos, Mr. Wade. Ich habe Methoden, mit ihm fertigzuwerden."

„Wie denn zum Beispiel?" fragte eine neue Stimme, und Earl trat in seiner Allan-Ladd-Kluft durch die Tür. Dr. Verringer wandte sich ihm zu und lächelte.

„Halten Sie mir diesen Halbidioten vom Leibe!" zeterte Wade, der zum erstenmal Furcht zeigte.

Earl legte die Hände an seinen verzierten Gürtel. Sein Gesicht war stur und starr. Ein leiser Pfeifton kam zwischen seinen Zähnen hervor. Er schob sich langsam ins Zimmer.

„Das hätten Sie nicht sagen dürfen", sagte Dr. Verringer rasch und wandte sich dann wieder an Earl: „Schon gut, Earl. Ich werde mich selber um Mr. Wade kümmern. Ich werde ihm beim Anziehen helfen, während du den Wagen herbringst, möglichst nahe an die Hütte. Mr. Wade ist ziemlich schwach."

„Und er wird noch viel schwächer werden", sagte Earl mit einer pfeifenden Stimme. „Weg da, Fettkloß!"

„Na, Earl" — er streckte die Hand aus und packte den stattlichen jungen Mann am Arm —, „du willst doch nicht etwa wieder nach Camarillo? Ein Wort von mir und ..."

Weiter kam er nicht. Earl befreite mit einem Ruck seinen Arm, und seine rechte Hand fuhr in die Höhe, metallblitzend. Die bewehrte Faust krachte gegen Dr. Verringers Kinnlade. Er sackte zusammen wie durchs Herz geschossen. Der Fall ließ die Hütte erbeben. Ich rannte hinzu.

Ich kam an die Tür und riß sie auf. Earl fuhr herum, beugte sich ein wenig vor und glotzte mich an, anscheinend, ohne mich zu erkennen. Hinter seinen Lippen machte er ein blubberndes Geräusch. Er kam rasch auf mich los.

Ich riß den Revolver heraus, so daß er ihn sehen konnte. Das berührte ihn nicht. Entweder waren seine eigenen Revolver nicht geladen, oder er hatte sie ganz vergessen. Er brauchte nichts weiter als seinen Messingschlagring. Er kam näher heran.

Ich feuerte über das Bett hinweg durch das offene Fenster. Der Knall des Schusses in dem kleinen Raum schien viel lauter, als man erwartet hatte. Earl blieb wie angewurzelt stehen. Er warf den Kopf herum und blickte auf das Loch in der Fenstergaze. Dann sah er wieder zu mir. Langsam kam Leben in sein Gesicht, und er grinste. „Was'n passiert?" fragte er vergnügt.

„Schmeißen Sie den Schlagring weg!" sagte ich und beobachtete seine Augen.

Er blickte erstaunt auf seine Hand hinab. Er zog das Instrument ab und warf es lässig in die Ecke.

„Jetzt den Pistolengürtel!" sagte ich. „Rühren Sie die Pistolen nicht an, bloß die Schnalle!"

„Sie sind nicht geladen", sagte er lächelnd. „Herrje, es sind ja gar keine Pistolen, bloß Attrappen."

„Den Gürtel. Los, los!"

Er blickte auf den kurzen Lauf meiner 8,13er. „Ist das ein richtiger? Ach klar! Das Gazefenster, klar."

Der Mann im Bett lag gar nicht mehr im Bett. Er stand hinter Earl. Mit einem Griff zog er eine der blanken Pistolen heraus. Earl paßte das nicht. Sein Gesicht verriet es.

„Lassen Sie die Hände von ihm", sagte ich heftig. „Stecken Sie das Ding wieder dahin, wo Sie's hergenommen haben!"

„Er hat recht", sagte Wade. „Es sind Zündplättchenpistolen." Er trat zurück und legte die blitzende Pistole auf den Tisch. „Herrgott, ich bin schwach wie ein gebrochener Arm."

„Nehmen Sie den Gürtel ab!" sagte ich zum drittenmal. Wenn man bei einem Typ wie Earl mit etwas anfängt, muß man auch dabei bleiben. Es muß klar und einfach sein, und man darf es sich nicht plötzlich anders überlegen.

Schließlich tat er es, ganz gutwillig. Dann trat er, den Gürtel in der Hand, zum Tisch hinüber und nahm seine andere Pistole und steckte sie in die Pistolentasche und legte sich den Gürtel gleich wieder um. Ich ließ ihn gewähren. Erst jetzt sah er Dr. Verringer dicht an der Wand am Boden hocken.

Earl gab einen Ton der Betroffenheit von sich, ging mit schnellen Schritten durch den Raum ins Badezimmer und kam mit einem Glaskrug voll Wasser zurück. Er goß Dr. Verringer das Wasser über den Kopf. Dr. Verringer prustete und wälzte sich herum. Dann stöhnte er. Dann fuhr er mit der Hand an seine Kinnlade. Dann wollte er sich aufrichten.

Earl half ihm dabei. „Entschuldigung, Doktor. Ich muß wohl einfach drauflos gehauen haben, ohne zu sehen, wer's war."

„Ist schon gut, nichts gebrochen", sagte Verringer mit einer beschwichtigenden Geste. „Hol den Wagen her, Earl! Und vergiß nicht den Schlüssel für das Schloß unten!"

„Wagen her, klar. Gleich. Schlüssel für Schloß. Hab' ich schon. Gleich, Doktor."

Er ging pfeifend aus dem Raum.

Wade saß auf dem Bettrand. Er machte einen wackligen Eindruck. „Sind Sie der Privatdetektiv, von dem er geredet hat?", fragte er mich. „Wie haben Sie mich denn gefunden?"

„Einfach bei Leuten rumgefragt, die über so was Bescheid wissen", sagte ich. Wenn Sie nach Hause wollen, dann ziehen Sie sich nur mal an!"

Dr. Verringer lehnte an der Wand und massierte sich seine Kinnlade. „Ich werde ihm helfen", sagte er mit belegter Stimme. „Ich tu weiter nichts, als Leuten helfen, und sie tun weiter nichts, als mir in die Zähne hauen."

„Ich weiß genau, wie Ihnen zumute ist", sagte ich.

Ich ging hinaus und überließ es ihm, damit fertigzuwerden.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)



Das Leben ist lebenswert

In Ihrem Heft 5 habe ich die Bilder von Stalingrad gesehen. Vor 15 Monaten habe ich dort noch als Kriegsgefangener gearbeitet. Erinnerungen, wenn auch meist traurige, tauchten wieder auf. Man hat eine ganz besondere Beziehung zu den Stätten, wo man damals in Rußland geschuftet und geflucht hat. Wir haben da aber auch geträumt — gesponnen sagten wir — von einer Zukunft, an die wir kaum noch glaubten, und die heute schon eine selbstverständliche Wirklichkeit ist. An all den Bauten klebt noch ein Stück von uns, wenn wir es den roten Machthabern auch nicht freiwillig gaben. Ich muß Ihnen deshalb für Ihre mutige, objektive Berichterstattung danken, weil mir alle diese Erinnerungen an diese Zeit das Leben heute noch wertvoller und lebenswerter erscheinen lassen.

Heidelberg — Gerhard Gutmacher

Für die Ewigkeit gebaut

In Heft Nr. 7 des Stern, den wir übrigens auch hier in Italien mit Begeisterung lesen, habe ich das Bild von dem trockengelegten Kanal unter der Seufzerbrücke gesehen. Der Kanal wurde jetzt zum erstenmal trockengelegt. Man stellte dabei erstaunt fest, daß die Grundmauern des Dogenpalastes und der Gefängnisse noch völlig in Ordnung sind und keiner Reparatur bedürfen.

Venedig — Giovanna Sanzogno

„Kein bißchen nervös"

Zu Ihrer Reportage, Heft Nr. 6, über Gregory Pecks Dreharbeiten auf Ceylon: Der Filmtitel „The Purple Plain" müßte genau übersetzt „Die purpurne Ebene" heißen. Durch einen Tippfehler wurde daraus „purple plane" (Purpurflugzeug). — Der Film mit Gregory Peck und Win Min Than, der jungen Burmesin, wird jetzt in Deutschland unter dem Titel „Flammen über Fernost" anlaufen.

London — Klans Berg

Hier irrte Herr Jansen

Zu dem Leserbrief von Herrn Werner Jansen, Bremerhaven (Stern Nr. 7) über K. W. von Schlieben, dem Kommandanten von Cherbourg: Ich habe den Fall von Cherbourg selbst miterlebt und kann deshalb sagen, daß die Behauptungen des Herrn Jansen falsch sind. Auch aus dem Geschichtswerk von K. Assmann „Deutsche Schicksalsjahre" geht das eindeutig hervor. Der General von Cherbourg funkte am 25. Juni 1944 an die Heeresgruppe B (Rommel): „Feindliche Materialüberlegenheit und Luftherrschaft überwältigend. Mehrzahl eigener Batterien verschossen oder zerschlagen. Verlust der Stadt in kürzester Zeit unausbleiblich, da Feind in Peripherie bereits eingedrungen. 2000 Verwundete ohne Abtransportmöglichkeit. Ist die, angesichts des Fehlens wirksamer Gegenwaffen, zu erwartende Zerschlagung der eigenen Resttruppen auf Grund der Gesamtlage notwendig? Weisung dringend!" Die Antwort der Heeresgruppe B lautete: „Sie haben gemäß Führerbefehl den Kampf bis zur letzten Patrone zu führen." Dann entbrannte der letzte Kampf um Cherbourg, an dem der General selbst mit dem Gewehr in der Hand bis zum Schluß teilnahm. 38 000 Mann gingen in amerikanische Gefangenschaft. Auf Grund der Gesamtlage und des von Rommel erhaltenen Befehls konnte der von den Hauptkräften abgeschnittene General nicht anders handeln.

Oberaden/Kamen — Dr. Herrmann Brandt

„Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist"

Zu Ihrer Reportage in Heft 6 „Vor Gott ein Paar": Der Rahmen, den sich die Menschen für ihr Zusammenleben gegeben haben, ist der Staat. Innerhalb dieses Staates schufen die Menschen sich ihre Gesetze, die für alle Angehörige des Staates das Primat haben. Das bedeutet, daß als verheiratet gilt, wer vor dem Gesetz rechtsgültig getraut wurde. Daß die augenblicklich gültigen Rentengesetze reichlich überholt sind, steht außer Frage. Gegen derartige Unsinnigkeiten anzugehen, ist eine Angelegenheit derer, die das erkannt haben und sich nicht damit abfinden wollen. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Vertreterin von Moral und Ethik, eine Religionsgemeinschaft, die Ungesetzlichkeit einer wilden Ehe sanktionieren soll.

Frankfurt/M.-Höchst — Dr. Lampert

Krikelkrakel

Mit großem Interesse habe ich bisher Ihre Zeitschrift gelesen. Mir gefiel besonders, daß Sie nicht alle Ereignisse und Anordnungen widerspruchslos hinnehmen, sondern sich kritisch damit auseinandersetzten. Ihre Reportage über die sowjetische Kunst, in Heft Nr. 7, zeigt leider nicht diese Auffassung. Sie schreiben: „Mit Kunst hat das nichts mehr zu tun" (ganz meiner Meinung) „ebensowenig wie bei uns die Konstruktionspläne aus Winkeln, Kreisen, Zickzack und Krikelkrakel, denen man in Westeuropa den Namen Abstrakte Kunst gibt." Wenn auch nicht alles Gold ist, was heute an moderner Kunst glänzt, so genügt doch schon ein unvoreingenommener Laienverstand, um hier die Spreu vom Weizen zu trennen, d. h. Krikelkrakel von Kunst zu unterscheiden. Ich finde, man kann die Entwicklung der Kunst in den letzten vierzig Jahren nicht einfach mit dem Wort Krikelkrakel abtun.

Hambnrg — Roli Lange

Nie wieder Kadavergehorsam

Zu Ihrer Schörner-Reportage Heft 5: Wir können es uns nicht erlauben, in einer Zeit, da leider schon wieder von einer neuen Wehrmacht gesprochen wird, uns in eine Diskussion über alte Heerführer einzulassen. Was Schörner getan hat, ist menschlich verwerflich. Nun wollen wir uns doch einmal vor Augen halten, ob im Krieg nicht jeder Heerführer zu Maßnahmen gegriffen hat, die einfach menschenunwürdig waren. Wenn über diesen General der Stab gebrochen werden soll, dann muß man auch über jene Generäle den Stab brechen, die in Kommandostellen, wenn auch nicht in diesem Umfang wie Schörner, aber doch immerhin Kriegsgerichtsverfahren gegen Soldaten wegen Fahnenflucht, Zersetzung der Wehrkraft und Feigheit eingeleitet haben. In einigen Fällen ist mir bekannt, daß auch Todesurteile ausgesprochen wurden. — Man sollte aus dem Fall Schörner lernen. Wenn wir in absehbarer Zeit eine Wiederbewaffnung einführen, so muß dafür gesorgt werden, daß der Kadavergehorsam wegfällt, und die Achtung vor dem Menschen erhalten bleibt.

Fulda — Heinz Kipitza

Liebe im R

Die Tragikomödie einer cypriotischen

Alles wäre anders gekommen, wenn Andreas Yannopoulos nicht ein so schöner Mann gewesen wäre. Es hätte auch nicht passieren können, wenn Katina die englische Sprache beherrscht hätte. Da aber Andreas Yannopoulos ein außerordentlich schöner Mann war, ja so schön wie Adonis und außerdem noch so stark wie Herkules, und Katina kein Wörtchen Englisch, sondern nur das Griechisch ihrer cypriotischen Heimat verstand — womit in London wenig zu beginnen war —, so mußte es natürlich passieren. Doch diese in ihrer Einfachheit bestechenden Gedanken machte sich Katina erst später, als sich die Ereignisse in Ruhe betrachten ließen. An diesem verheißungsvollen Januarmorgen jedoch, als sie mit Andreas die Londoner U-Bahn bestieg, stand sie noch völlig im Banne der schicksalhaften Begebenheit, die hier — obwohl noch am Anfang unseres Berichts — bereits ihrem Höhepunkt zustrebt.

Sie fuhren vier Stationen, erinnerte sich Katina später unter Tränen vor Gericht. Die Richtung allerdings vermochte sie nicht mehr anzugeben, denn Katina konnte die Namen der Stationen nicht lesen, geschweige denn behalten. Für sie war London ein vernebeltes Labyrinth. Wie göttlich einfach und schön war dagegen ihre Heimat geschaffen. Zur rechten Hand die hurtig strömenden Wasser des Flusses Pedia und zur Linken die steilen Flanken des 2000 Meter hohen Troodos, auf dessen Vorhügeln sich die elterlichen Weinberge weiteten. Da konnte man sich nicht verirren. Die südliche Sonne sorgte für ein klares Weltbild, in dem der Nebel und seine Gespenster keinen Platz fanden.

London hatte nur eine Schönheit. Und die hieß Andreas. Er war stark und schön zugleich, von der Natur zum erfolgreichen Ringkämpfer vorbestimmt. Katina wirkte an seinem Arm, obgleich auch sie durch gesunde Fülle, der selbst die englische Küche nichts anhaben konnte, ausgezeichnet war, wie die Inkarnation des schutzbedürftigen schwachen Geschlechts.

Andreas führte sie durch mehrere Straßen, um verschiedene Ecken, bis sie vor ein Gebäude kamen, das durch ein Messingschild am Eingang als Behörde markiert war. Katina versuchte übermütig den Amtsnamen abzulesen, mußte aber im gleichen Augenblick über ihr eigenes Gestammel hell auflachen. „Unser Standesamt?" fragte sie mit glücklichem Lächeln und zog dabei ironisch die Mundwinkel nach unten, denn solche Institution war ihr auf Cypern nie begegnet, obgleich sie auf der Insel viel herumgekommen war.

Andreas nickte stumm, denn er war sich des Ernstes seines Schrittes bewußt.

Eng umschlungen erstiegen sie zwei Treppen, durchschlenderten genießerisch einen sparsam erleuchteten Gang, bis Andreas vor einer Holzbank stehenblieb und ihr bedeutete, sich hier hinzusetzen.



Das ist er: *Knochenknacker und Herzensbrecher Andreas Yannopoulos, der cypriatische Ringkämpfer, dem Katina so hoffnungslos verfiel, daß sie nicht merkte, wie elendig er sie in London betrog*



Hochzeit in London

„Aber ...", sagte sie in fließendem Griechisch.

„Das ist hier alles anders", klärte er sie mit gütigem Lächeln auf. „In England heiratet man eben anders als bei uns auf Cypern." Und er setzte kopfschüttelnd hinzu: „Aus dir wird nie eine richtige Engländerin werden."

Katina dachte, daß sie ja gar nicht Engländerin, sondern Ehefrau werden wolle, sagte aber laut nur: „Aber muß ich nicht dabei sein?"

Andreas, unermüdlich in der Aufklärung seiner unbescholtenen Braut: „Die ganze Sache ist hier nur eine trockene, unfeierliche Formalität."

„Wie alles hier", fand sie enttäuscht, denn sie hatte eine schlechte Meinung von den Engländern, eine Meinung, die sie schon auf Cypern von ihrem Vater übernommen hatte. Als echter cypriotischer Patriot lehnte er sich gegen die Herrschaft der Briten auf der Insel auf, deren Bewohner mit leidenschaftlichem Temperament danach streben, wieder heim ins griechische Reich zu kommen, eine Bewegung, die im Jahre 58 vor Christi Geburt begann, als die Hellenen Cypern verloren.

„Warte hier, es dauert nicht lange", tröstete Andreas seine Katina und strich ihr zum Abschied über die Wangen, so zart es seine starken Hände vermochten. Und dann schritt er, noch einmal zurückwinkend, auf eine Tür zu. Sie sah noch, wie er seine mächtigen Schultern durch die Öffnung schob, dann war sie allein.

Katina schloß die Augen und lauschte dem schnellen Pochen ihres Herzens. So also war die schönste Stunde ihres Lebens. Sie hatte sie sich in ihren Träumen zwar anders vorgestellt, aber dennoch war ihr plötzlich, als schwebte sie, der Boden unter ihr — es waren kalte Fliesen — versank und ihr schwindelte, so daß sie lieber wieder die Augen aufschlug.

Vom linken Ende des Ganges hörte sie Schritte. Im Dämmerlicht des Büroganges erkannte sie ein Paar. „Auch Hochzeiter", dachte Katina und lächelte ihnen verständnisinnig entgegen. Aber die beiden gingen nicht einmal Arm in Arm, wenn auch in ihren Gesichtern Entschlossenheit stand. Die Frau setzte sich ein paar Bänke weiter und Katina hörte, wie sie dem in einer Tür verschwindenden Mann noch ein paar Worte zurief. Natürlich verstand Katina den Sinn nicht, aber am Tonfall merkte sie, daß es zwar aufmunternde, aber unfreundlich klingende Worte waren. Und Katina mußte wieder zu sich sagen: „Diese Engländer, nicht einmal beim Heiraten können sie glückliche Gesichter machen."

Sie war glücklich, sich ihres Andreas erinnern zu dürfen, des zärtlichen Ringkämpfers. Sie hätte ihn jetzt umarmen mögen. Aber das ging ja nicht. Andreas heiratete sie ja gerade hinter der Tür, und dabei durfte sie nicht stören.

Katina seufzte. Wenn sie doch zu Hause die Hochzeit hätten feiern können. Was das für ein Fest geworden wäre. Aber sie wollte jetzt nicht undankbar sein. Ihre Heirat stand ja schon hinter der Tür.

Wenn Andreas jetzt wiederkam, hieß sie Mrs. Yannopoulos. Welche Schwierigkeiten hatten überwunden werden müssen, wie lang war doch der Weg bis zu dieser Holzbank. Und mit stolzem Gefühl dachte



„Mein Ruf ist wiederhergestellt," *sagte die zu gesunder Fülle neigende Katina nach der Gerichtsverhandlung, „und das bedeutet für ein Mädchen eine Menge." Anwalt Harry Lester, der sich hier bescheiden im Hintergrund hält, erreichte, daß Katina 5000 englische Pfund Schadenersatz erhielt*

sie an jenen Augenblick zurück, als sie zum erstenmal in ihrem jungen Leben von Andreas gehört hatte.

Es lag schon in unwirklicher Ferne, das Jahr 1947, im Frühling auf Cypern, jener Insel, an deren Gestade einst Aphrodite den Schaumkronen anbrandender Meereswellen entstiegen war, der Insel im Mittelmeer, die Othello, den eifersüchtigen Mohren, beherbergt hatte, historische Daten, die das cypriotische Temperament hinreichend kennzeichnen.

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht von Dorf zu Dorf gedrungen und von Hof zu Hof gesprungen. „Der junge Yannopoulus ist wieder da", hieß es. Katina hatte nur eine dunkle Erinnerung an ihn. Andreas war bereits im Jahre 1934 nach England ausgewandert, mit keinem Pfennig in der Tasche. Doch als reicher Mann kehrte er zurück. Die Zeitungen berichteten über ihn, denn er war nicht nur reich, sondern sogar berühmt geworden. Als Ringkämpfer hatte er sich zu großem Ansehen durchgerungen.

Katinas Brüder waren ihm unten im Dorf begegnet. „Er kann vor Kraft kaum laufen", berichteten sie hämisch. Aber Katina ahnte mit sicherem weiblichem Instinkt, daß nur der Neid der Muskelschwachen aus ihnen sprach. „Warum seid ihr denn nicht so stark?" fragte sie. Aber sie lachten nur und sagten, sie hätten die Kraft lieber im Kopf, eine Bemerkung, die sie später, nachdem Andreas Eingang ins Haus gefunden hatte, niemals mehr zu wiederholen wagten, ja, sie stritten sie rundweg ab.

Katina schlief in dieser Nacht nicht. Sie träumte von Andreas und versuchte sich vorzustellen, wie er seine Gegner mit einer einzigen Armbewegung auf die Matte warf. Sie glaubte zu hören, wie die Londoner ihm emphatisch zujubelten, wie sie ihm ehrerbietig grüßten, wenn er durch die Straßen ging, und sie wünschte sich, sich in seinem linken Arm einhängen zu dürfen, während er mit der Rechten alles, was sich ihnen in den Weg zu stellen wagte, beiseite räumte.

Sie traf ihn am nächsten Morgen. Katina sah ihn quer über die Straße kommen, aber vor Schreck vergaß sie die Augen niederzuschlagen, wie es sich für ein cypriotisches Mädchen gehört. Sie starrte ihn an: welche Schultern. Schmal die Hüften, fest und bestimmt der Gang, diese Arme. Klein der Kopf, aber stolz der Nacken. Und unter buschigen Brauen brannte in schwarzen Augen das Feuer cypriotischen Temperaments. Katina war wie gelähmt unter seinem prüfenden



Ausgeprägter Geschäftsgeist *gepaart mit ungewöhnlichen Muskelkräften, die er gewinnbringend auf der Matte demonstrierte, ließen Andreas Yannopoulos, der ohne Barschaft von Cypern nach London gekommen war, schnell wohlhabend werden. Er bestritt außerordentlich energisch vor Gericht, das Geld für sein Hotel in der Londoner Villiers Street (oben) von seiner Frau (rechts) erhalten zu haben, die in einem zweifelhaften, ja eindeutigen Ruf stand. „Mit meiner eigenen Hände Arbeit habe ich mir meinen Reichtum geschaffen", erklärte der cypriotische Kraftmensch stolz dem Richter*

Blick. Sie rannte nach Haus, schloß sich in ihr Zimmer ein und verweigerte für den Rest des Tages jede weitere Nahrung.

Andreas aber war ein Mann der schnellen Entschlüsse — eine Eigenschaft, von der Kenner sagten, daß sie das tiefere Geheimnis seiner Siege auf der Matte wäre. Siegessicher schritt er zur Tat. Am nächsten Sonntag kam ein Abgesandter der Familie Yannopoulos und gab der Familie Katinas das Begehren des Ringkämpfers Andreas kund.

Noch im gleichen Monat wurde zur Verlobung gerüstet. Die Familie Yannopoulos, 14 Köpfe, wurde von Katinas Eltern eingeladen. Und nach Kaffee und Kuchen stand, der Landessitte die Ehre gebend, Andreas Mutter vom Tische auf und sprach zum Sohn die althergebrachten Worte: „Hier ist das Mädchen, liebst du sie?" Andreas sagte fest und bestimmt, wie es seine Art war: „Ja."

Nun erhob sich Katinas Vater von der Tafel und fragte die Tochter: „Hier ist Andreas. Willst du ihn heiraten?" Und Katina hauchte: „Ja, ich will." Sodann gaben sich alle die Hände und die Verlobten wechselten die Ringe. Am nächsten Tage aber begann ein Fest, zu dem über 100 Verwandte geladen waren und an dem 48 Stunden lang der Cypernwein floß, in solchen Strömen, wie im Dezember der Regen auf Cypern pladdert.

Am zweiten Tag jedoch, nach dem dritten angestochenen Weinfaß, machte ein böses Gerücht die Tafelrunde. Es wurde ausgestreut von einem entfernten Verwandten, einem mißgestalteten Menschen, der unter anderen abnormen Spezialitäten derart schielen konnte, daß ihm — wie einige in übler Übertreibung behaupteten — die Tränen kreuzweise über den Rücken zu laufen vermochten. Dieser Mensch, an dem sich die Natur selbst karikiert hatte, orakelte: „Ich kenne einen Bräutigam, der ist ein Ehemann."

Näher von den Umsitzenden bedrängt, gab er zu verstehen, er wisse, der schöne Andreas sei bereits mit einer Engländerin in London verheiratet. Es war nicht zu vermeiden, zumal der Alkohol sämtliche Zungen in gefährlicher Weise gelöst hatte, daß diese interessante Bemerkung von Tisch zu Tisch sprang und jedesmal entsetzte Gesichter zurückließ. Nur sehr ferne Verwandte zeigten sich schadenfroh.

Bis das Gerücht Andreas erreichte, hatte es naturgemäß noch einige Zutaten erfahren, und so mußte der Bräutigam hören, daß er nicht nur in London verheiratet, sondern Vater einer erheblichen Kinderschar war, die nicht weniger Mütter hatten.

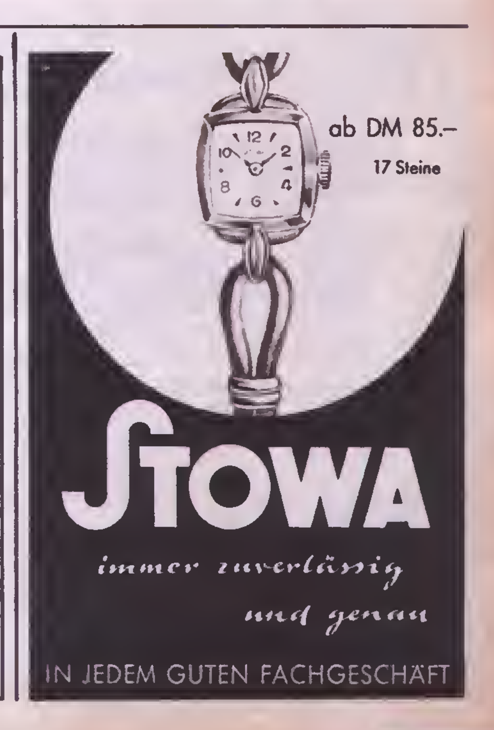
Dem Ringer schwollen die Muskeln vor Erregung, er rang sich bis zu dem mißgestalteten Verwandten durch, faßte ihn mit der Rechten an der Schulter, hob ihn mehrere Zentimeter aus dem Anzug, so daß dessen Beine wie Uhrenpendel schaukelten. Dann blickte er in die Runde und sprach mit drohender Betonung: „Das ist alles Unsinn." Und stauchte den mißgestalteten Verwandten wie ein lebendiges Ausrufungszeichen auf den Boden.

Die Fröhlichkeit war dahin. Sie wurde nur dadurch mühsam wiederhergestellt, daß der Brautvater sich angelegentlich erkundigte, ob es stimme, daß sein zukünftiger Schwiegersohn auch ein Filmschauspieler sei. Diese Frage ließ alle gespannt aufhorchen. Ein beifälliges Gemurmel erhob sich, als Andreas bekannte: „Ja, das stimmt." In seiner liebenswerten Be-









scheidenheit dämpfte er aber die aufwallende Ovation mit der Bemerkung, es sei nur eine kleine Rolle, dafür aber in allen Filmen die gleiche. Und es seien sehr viele Filme.

Andreas pflegte nämlich in den Filmen einer englischen Produktionsfirma, deren Inhaber jüngst für seine Verdienste um das nationale Kinogeschäft geadelt wurde, die meist überaus dramatische Handlung mit einem donnernden Schlag auf den Gong einzuleiten. Millionen hatten ihn schon so gesehen, wie er in der linken unteren Ecke der Bildfläche muskelgestrafft in halbnackter männlicher Schönheit zum Schlage ausholte. Auch einige Verlobungsgäste erinnerten sich jetzt an dieses Filmerlebnis, zumal Andreas zur Veranschaulichung vor den staunenden Verwandten den symbolischen Schlag wiederholte. Katina kamen dabei vor Stolz die Tränen.

Der Strom der Zähren floß aber weiter und wurde bitter, als Andreas erklären mußte, daß an Heiraten vorerst nicht zu denken sei. Denn er stände noch im Vertrag mit einem Londoner Ringerverein, der auf ihn nicht verzichten könne, weil keiner, wie er, den Jubel der Zuschauer hervorzulocken vermöge. Ein vorzeitiger Abtritt von der Matte, die ihm, ehe er Katina kennenlernte, die Welt bedeutet habe, würde ihm darüber hinaus noch einen finanziellen Schaden von 2000 Pfund kosten. Nachdem die Verlobungsgäste diese Summe in die eigene Währung umgerechnet hatten, mußten sie ihm zustimmen, und sie lobten seinen Geschäftsgeist, in dem sich nach Meinung aller seine Fähigkeit zur Führung des Ehestandes vorzüglich dokumentiere.

Doch es sollte noch Jahre dauern, ehe Katina ihren Andreas wiedersehen durfte. Er hatte sich wieder nach London eingeschifft und sie saß sehnsuchtsschwer zu Hause auf Cypern, pflegte die linnene Aussteuer, ging im Frühling traumverloren über die Felder, sammelte Blumen am Wegesrain und blühte selbst den ehelichen Freuden entgegen.

Spärlich kamen die Briefe, denn Andreas hatte viele Kämpfe auf der Matte durchzustehen. Eines besonders schönen Tages aber — Andreas mußte einen besonders großen Sieg errungen haben — verlustierte er sich im Überschwange des Gefühls auf dem Briefpapier mit diesen (später gerichtsnotorisch gewordenen) Worten: „Mein goldenes Mädchen, wenn ich Deine Briefe lese, ist es mir, als wenn ich Dich vor mir sehe. Ich sehe Dich am Morgen und ich sehe Dein schönes Haar, wie es Dein Gesicht bedeckt und ich sehe Dein süßes Lächeln. Du siehst mich an und hältst meine Hand und Deine Küsse brennen wie Feuer, ich hoffe, mein goldiges Mädchen, mein braunes Mädchen, daß alle meine Träume wahr werden."

Verständlich — vor allem, wenn man bedenkt, wie solche Worte erst im Griechischen klingen — daß des Ringers Brief Katina die Koffer packen und das nächste Schiff nach London nehmen ließ.

Andreas, inzwischen Besitzer eines Hotels in der Villiers Street, zwei Minuten vom Trafalgar Square, zeigte sich im ersten Augenblick nahezu unangenehm überrascht, als Katina vor ihm stand. Dann jedoch strafften sich seine Gesichtsmuskeln zu geschäftiger Miene und er nahm ihr mit entschlossener Bewegung seines rechten, außerordentlich kräftig ausgebildeten Armes, der schon auf der Matte viel schwierigere Situationen geklärt hatte, den Koffer ab und führte Katina ins Zimmer seiner inzwischen ebenfalls nach London übergesiedelten Mutter.

Der dunkle Drang ihres cypriotischen Blutes, das nun schon 27 Jahre jungfräulich durch ihre Adern pulste, ließ Katina fortan gegenüber ihrem Bräutigam täglich von der Hochzeit sprechen — zumal ihre Schwiegermutter, mit der sie das Bett teilte, jeden Abend ärgerlich sagte: „Du bist doch nicht nach England gekommen, um mit mir das Bett zu teilen." Das war eine Feststellung, die den Kern traf. Aber es vergingen noch einmal zwei Monate, ehe dieser Morgen anbrach, an dem sich Katina in Andreas' Arm einhängen durfte, um mit der U-Bahn zu jenem Gebäude zu fahren, von dem Andreas gesagt hatte, daß es das Standesamt sei.

*

Die Holzbank bewies mit fortschreitender Zeit ihre Härte. Katina wartete nun schon zehn Minuten, sie wartete 15 Minuten, es wurden 20, eine halbe Stunde. Jeder anderen Braut wäre die Zeit vielleicht lang geworden, wäre sogar der Verdacht aufgestiegen, daß der Bräutigam eine andere Tür, eine Tür, die direkt auf

die Straße führte, als Ausgang benutzt haben könnte. Nicht so jedoch Katina. Sie war das Warten gewöhnt und liebte das Gaukelspiel des halbwachen Träumens.

Sie war schon wieder in Gedanken auf dem halben Wege nach Cypern — so etwa auf der Höhe von Gibraltar — als plötzlich vor ihr die Tür aufsprang und Andreas mit festen, sicheren Schritten, wie es seine Gangart war, auf sie zueilte.

„Alles in Ordnung", konnte er gerade noch hervorbringen, da lag sie schon selig in seinen Armen. Und Katina hörte nicht, wie ein Bürobote, im höchsten Maße verwundert, ja erzürnt über ein derart despektierliches Benehmen auf dem spärlich erleuchteten Gang des königlich englischen Finanzamtes zu London, die offengebliebene Bürotür donnernd zuschlug.

*

Sieben Wochen fühlte sich Katina glücklich und Andreas zufrieden. Bis am Anfang der achten Flitterwoche ihr Bruder aus der cypriotischen Heimat nach London kam. Es bedurfte nicht seiner medizinischen Vorbildung, die durch ein Studium zu vervollständigen er nach England gekommen war, sondern nur englischer Sprachkenntnisse, um festzustellen, daß sich seine Schwester zwar dem cypriotischen Kraftmenschen Andreas ehelich verbunden fühlte, aber was ihren Glauben an eine vorangegangene standesamtliche Trauung anbetraf, in einem schrecklichen Irrtum befand.

Daß der herkulanische Ringer sie durch einen Kunstgriff, der auf keiner Matte der Welt erlaubt war, aufs Finanzstatt auf das Standesamt geführt hatte, wurde schließlich Gegenstand eines dreitägigen Prozesses.

Andreas, inzwischen nicht kleiner geworden, mußte bekennen, daß er seit dem Jahre 1938 mit Mrs. Andrea Nicola Yannopoulos, einer englischen Dame, deren Ruf zunächst vor Gericht als zweifelhaft bezeichnet, dann aber schließlich als eindeutig festgestellt wurde, verheiratet war. Auf das Entschiedenste leugnete er jedoch ab, Vater eines Kindes der Schwester seiner eindeutig verrufenen Frau zu sein, erklärte sich aber andererseits als Vater des Kindes einer dritten Frau und bekannte abschließend, zwei Kinder von einer Frau zu haben, mit der er derzeitig das bescheidene Glück seines Lebens teilte.

Schonend versuchte der Dolmetscher Takina diesen kinderreichen Tatbestand zu übersetzen. Aber sie hatte das Staunen darüber verlernt, was ein englischsprachiger Cypriote alles vollbringen kann. Und sie zeigte auch keine innere Bewegung, als das Gericht den Ringkämpfer dazu verurteilte, an sie 5000 gute englische Pfund als Schadenersatz für so heimtückisch zerstörte Mädchenträume zu zahlen.

Lediglich nach Schluß des Prozesses ließ sie über den Dolmetscher dem Gericht ihren Dank aussprechen und hieß ihn sagen: „Mein Ruf ist nun wiederhergestellt. Und das bedeutet für ein Mädchen eine Menge."

Joachim Heldt

Genau wie bei uns ...

„Seit vielen hundert Jahren", berichtet der Schloßführer, „ist in diesem alten Schloß kein Stein berührt worden, nichts ist verändert, nichts ausgebessert oder ergänzt worden ..."

Da stößt Frau Schulze ihren Mann an und flüstert: „Wir scheinen denselben Hauswirt zu haben."

*

Als der heutige Herzog von Windsor als sechsjähriger Junge den ersten Religionsunterricht hatte, fragte er seinen Lehrer, wie denn die Leute im Himmel lebten. „Im Himmel sind alle gleich", erklärte der Lehrer. „Urgroßmutter auch?" fragte der Urenkel der alten Queen Victoria. „Ja, gewiß." „Es gibt keinen Unterschied zwischen ihr und den andern Menschen mehr?" „Nein." „Ach", meinte der kleine Prinz, „das wird ihr aber gar nicht recht sein."

*

Ein Wissenschaftler hielt einen Vortrag. „Meine Berechnungen führen mich zu der Überzeugung, daß das Ende der Welt in 315 Millionen Jahren kommen wird."

Da sprang in der vordersten Reihe ein Mann schreckerfüllt auf und rief: „Wie viele Jahre sagten Sie?"

„Dreihundertundfünfzehn Millionen", antwortete der Wissenschaftler.

Der Mann aus dem Publikum stieß einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus. „Ich dachte, Sie sagten 15 Millionen."

*

Eines Tages stand ich in meiner Stammbuchhandlung und schaute die soeben eingetroffenen Neuerscheinungen durch. Am Nebentisch saß eine Dame, prüfte ein Buch nach dem anderen und legte jedes enttäuscht zurück.

Der Buchhändler kam auf sie zu und fragte höflich: „Darf ich Ihnen in der Auswahl behilflich sein, gnädige Frau?"

„Ja", erwiderte sie hoheitsvoll. „Ich suche ein Buch, das als Geschenk für meine 15jährige Nichte bestimmt ist. Es muß sie vollkommen aufklären, ohne ihr den Glauben an den Storch zu rauben."

*

Arthur H. James, der ehemalige Gouverneur von Pennsylvanien, erzählt, wie er einst einen Zug bestieg und in einen Wagen gelangte, der von einer Anzahl Geisteskranker auf dem Weg nach dem Irrenhaus besetzt war. Als der Zug abfuhr, kam ein Mann durch den Wagen und begann, seine Schützlinge zu zählen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf ..." er hielt inne, als er bei Gouverneur James anlangte. „Wer sind Sie?" fragte er.

„Ich bin der Gouverneur von Pennsylvanien", erwiderte James.

„Sechs, sieben, acht, neun, zehn ..." fuhr der Aufseher zu zählen fort.

*

Winston Churchill, anderer Meinung in einer Frage als die Labour-Partei, machte im Parlament seinen Standpunkt klar. Er überschüttete zum Beweis die Zuhörer stundenlang mit statistischen Zahlen. Auf die Frage seines Sekretärs, woher er die Zahlen denn so schnell bei der Hand habe, da sein Büro mindestens sechs Monate gebraucht hätte, um sie zusammenzustellen, erwiderte Churchill behaglich: „Genau solange wird die Opposition auch brauchen, um mir zu beweisen, daß ich mich geirrt habe."

*

Die Klasse war eben fotografiert worden, und nun versuchte die Lehrerin, die Kinder zum Kauf eines Bildes zu überreden.

„Denkt doch, wie schön es sein wird", sprach sie sanft, „wenn ihr die Gruppe später einmal anseht und sagen könnt: Das ist Rosa, sie ist verheiratet; oder das ist Willi, er ist bei der Marine."

Da ließ sich hinten in der Klasse eine halblaute Stimme vernehmen, die sagte: „Und das ist die Lehrerin — sie ist tot."

*

Eine Filmchoristin in Hollywood erfuhr, daß ihr Freund wiederholt mit einer ihrer Kolleginnen gesehen wurde. Sie setzte sich hin und richtete an ihre Rivalin folgenden Brief:

„Sie blondgefärbte alte Ziege! Was fällt Ihnen ein, mir meinen Freund zu stehlen? Ich werde Ihnen Ihre falschen Zähne ausschlagen und Ihre triefenden Augen auskratzen. Nehmen Sie sich in acht, Sie schäbiger Schlampen! Hochachtungsvoll! Evelyn.

P. S. Entschuldigen Sie bitte, daß ich mit Bleistift schreibe."

*

Die trauernde Witwe besuchte einen Geisterbeschwörer, und er brachte sie bald in Verbindung mit ihrem Gatten. Es war ein sehr aufregender Augenblick.

„Lieber Heinrich, hörst du mich?" kreischte die Witwe.

„Ich höre dich sehr gut", brummte der Verstorbene.

„Bist du dort glücklich?"

„Ja, ich bin sehr glücklich hier!"

„Bist du jetzt glücklicher, als du mit mir warst?"

„O ja, ich bin viel, viel glücklicher jetzt!"

„Lieber Heinrich, wie sieht der Himmel aus?"

„Ich weiß nicht, ich bin in der Hölle!"

*

Ein Wiener Operettenkomponist erzählte am Stammtisch im Café Sacher, daß er sich einen Hund gekauft hat. „Ein Schäferhund, ein prachtvolles Tier", begeisterte es sich, „aber leider muß ich ihn weggeben. So oft ich mich ans Klavier setze und zu spielen anfange, wirft er sich wie wild auf mich und versucht, mich bei der Gurgel zu packen."

„Wahrscheinlich ist es ein gewesener Polizeihund", meinte darauf Hellmersberger, „speziell darauf trainiert, Diebe zu fassen."

SCHACH

Geleitet von Georg Kleninger

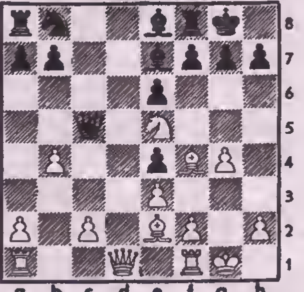
Vor ungewöhnliche Probleme gestellt

Partie Nr. 261

Damenbanernspiel, gespielt um die Meisterschaft von Köln

Weiß: Dr. Tröger — Schwarz: Zeiler

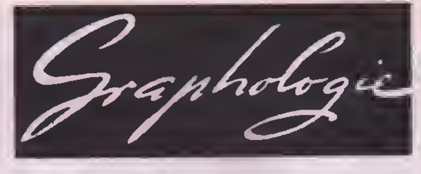
1. d2—d4 d7—d5 2. Sg1—f3 e7—e6 3. Lc1—g5 (Dr. Tröger ist kein Freund der Strategie. Seine Stärke ist die Taktik, darum stets das Bestreben, nngewöhnliche Situationen zu schaffen.) 3. . . . Lf8—e7 4. Lg5—f4 c7—c5 5. e2—e3 Dd8—b6 6. d4×c5 Db6×c5 (Warum nicht einfach 6. . . . L×c5? Man merkt schon jetzt die Nervosität des Nachziehenden, dank der unregelmäßigen weißen Partieanlage.) 7. Sb1—c3 Lc8—d7 8. Lf1—e2 Sg8—f6 9. 0—0 0—0 10. Sf3—e5 Ld7—e8 11. g2—g4 (Alles nur, um den Gegner zum selbständigen Denken zu zwingen.) 11. . . . Sf6—e4 12. Sd2×e4 d5×e4 13. b2—b4 (Sebr originell und dabei kräftig gespielt. Eine Stellung, die mit Recht ein Diagramm verdient.) 13. . . . Dc5×b4 14. Ta1—b1 Db4—c5 15. Tb1×b7 Le8—a4 16. Dd1—d4 (Wieder eine Überraschung für den Gegner. Damentausch wird erzwungen, womit Weiß sein Stellungsplus festhält.) 16. . . . Dc5



Stellung nach dem 13. Zuge von Weiß

×d4 17. e3×d4 Le7—d6 18. Le2—c4 Sb8—c6 19. Se5×c6 La4×c6 20. Lf4×d6 Tf8—d8 (Auch nach 20. . . . L×b7 21. L×f8 K×f8 wäre der Endspielvorteil des Anziebenden sichergestellt.) 21. Tb7—c7 Td8×d6 22. Tf1—b1 Kg8—f8 23. c2—c3 Kf8—e8 24. Tb1—b4 g7—g5 25. h2—h3 h7—h6 26. Kg1—h2 Ke8—f8 27. Lc4—b3 Lc6—e8 (Es drobte 28. La4, aber nun dringt anch der zweite Turm ln die siebente Reibe ein.) 28. Tb3—b7 a7—a6 29. Lb3—c2 e6—e5 30. d4×e5 Td6—d2 31. Lc2×e4 Td2×f2+ 32. Kh2—g3 Tf2×a2 33. Le4—d5 Ta2—d2 34. c3—c4 Td2—e2 35. Tc7—e7 a6—a5 36. Kg3—f3 Te2—d2 37. Kf3—e3 (Was jetzt noch folgt, lst ein Spiel der Katze mit der Maus.) 37. . . . Td2—d1 38. Ke3—e4 Ta8—d8 39. Te7—c7 a5—a4 40. Tb7—a7 Td1—e1+ 41. Ke4—d4 Te1—f1 42. Kd4—c5 Tf1—e1 43. Ld5×f7 Te1×e5+ 44. Lf7—d5 Le8—g6 45. Tc7—g7 (Droht Matt in einem Zng Tg8++.) 45. . . . Te5×d5+ 46. c4×d5 Lg6—c2 47. Ta7—f7+ Kf8—e8 48. d5—d6. Schwarz gibt auf.

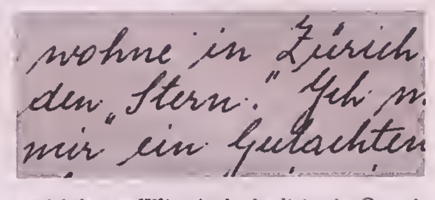
Eine typische Dr.-Tröger-Partie. Ungewöhnliche Eröffnung und rontinemäßige Ausnützung des einmal erreichten Vorteils!



Schriftprobe und Schriftanalyse von

M. E., weiblich, 42 Jahre.

Die Schreiberin ist energisch, unternehmungsfreudig und nicht ohne Schwung und Auftrieb. Wenngleich sie den Besitz nicht gering achtet und den Erwerb zu schätzen weiß, interessiert sie sich auch für andere Dinge. Sie besitzt Kombinationsgabe und bildet sich über alles ein eigenes Urteil, das allerdings zuweilen etwas



subjektiv ausfällt. Auch besltzt sie Organisationstalent und ist mit Eifer und Liebe bei der Arbeit, denn an Pflichtgefühl, Antriebsstärke und Entschlußkraft fehlt es der Schreiberin nicht. Obwobl die Schreiberin nicht anmaßend ist, zeigt sie doch ein recht gut fundiertes Selbstgefühl; sie weiß, was sie will, was sie wert ist und hat es gerne, wenn man lhr Achtung und Anerkennnng zollt. — Im mitmenschlichen Umgang ist die Schreiberin anschlußfähig, aufgeschlossen und mitteilsam, ohne jedoch mebr zu sagen, als sie für gut hält. Sie kann freundlich, umgänglich und liebenswürdig sein, doch richtet sich ihr Verbalten vielfach nach dem Wohlwollen und der Zuneigung, die man lhr entgegenbringt. Denn, wenn es der Schreiberin nicht an Wärme und Gefübl feblt, so ist sie im ganzen doch nicht frei von Eigennutz, und sle wird ibre eigenen Interessen gerne in den Vordergrund stellen.

——— Hier ausschneiden! ———

Wenn Sie mit **einer** Handschriftenprobe, nnter Beifügung eines genan adressierten Frelumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,—DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendnng des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerbalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnnng des Graphologen. 55/11

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. afrikanische Antilopenart, 3. Stadt in Marokko, 5. Nebenfluß der Wolga, 8. Gipfel der Berner Alpen, 10. Luftgeist bei Goethe und Shakespeare, 12. Verwandte, 13. Einfriedung, 15. Insektenfresser, 17. Stadt und Provinz in Spanien, 18. Nähutensil, 20. Hinterlegungsort, 24. religiäse Sondergemeinschaft, 27. Singvogel, 28. jugoslawisch. Staatsmann, 30. Teil eines Wasserfahrzeuges, 32. meteoralagische Erscheinung, 33. Theaterleitung, 34. Kärperteil, 35. nach Tiefe und Hähe bestimmbarer Klang, 36. amerikanischer Novellist (1809 bis 1849). — Senkrecht: 1. Wurfspieß, 2. Stadt in Südfrankreich, 3. männlicher Vorname, 4. atlasartiger Stoff, 6. Küchengerät, 7. Bergwiese, 9. Hülle, Behälter, 11. Fluß in Pommern, 14. Eingeweihter, 16. Erlaß, 17. spanischer Nationalheld, 19. dem Winde abgekehrte Schiffsseite, 21. Duftstoff für Fruchtessenzen, 22. Wüsteninsel, 23. Fluß in England, 24. Himmelskörper, 25. Hast, 26. Stadt in Japan, 29. Papageienart, 31. Getränk.

Magisches Quadrat

Aus den Buchstaben: a a e e l m m m o r r s s s s s s t t t u u u u w sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten:

1. Nahrungsmittel, 2. mohammedan. Rechtsgelehrter, 3. einer der sagenhaften Gründer Rams, 4. südafrikanischer Staatsmann (1870-1950), 5. ein Drama von Goethe.

Vertauschte Köpfe

Angel — Enge — Gatter — Rast — Liter — Bein — Else — Bote — Hagel — Hecke — Plan — Watte — Fackel — Aden — Reise — Habe — Tran — Beil — Kleve — Leid — Wiese — Ohr — Meile — Gold — Bor — Elster — Torf — Alm — Borte — Egel — Taft — Aal — Los — Amme — Mord — Besen — Kran — Hose — Wind — Reiter — Aller — Laos — Gras — Dam — Nase — Asche — Back — Runge — Orne — Malz — Sanne.

Bei den vorstehenden Wörtern sind jeweils die Anfangsbuchstaben gegen andere auszutauschen, so daß wieder neue sinnvolle Hauptwörter entstehen. Bei richtiger Lösung der Aufgabe ergeben die neuen Anfangsbuchstaben, hintereinander in der angegebenen Reihenfolge gelesen, ein Sprichwort. (ch = ein Buchstabe.)

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — ba — bir — de — de — der — din — do — do — e — el em — en — en — erz — ga — ga — ge — ge — ge — ge — ger — ger — go — il — in is — ka — kles — kro — la — le — lek — li — ling — log — lu — ma — man — men mi — mi — mün — na — nar — ne — ne — ne — ne — nen — ni — on — pe — ra ra — ran — ri — sa — san — se — sen — ta — tät — ti — ti — ti — tiv — tra — vel ver — war — zis sind die neunzehn Wärter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben: 1. schweizerisches Hochtal, 2. festliche Beleuchtung, 3. entwickelter Film, 4. italienischer Hafen und Badeort, 5. bähmisch-sächsischer Gebirgszug, 6. vorderasiatischer Staat, 7. Schwertlilienart, 8. griechischer Philosoph (um 490 bis 430 v. Chr.), 9. südamerikanische Hauptstadt, 10. Wachalderbranntwein, 11. Maikäferlarve, 12. deutscher Ostseehafen, 13. eurasische Välkerfamilie, 14. Empfindsamkeit, 15. Schwanzlurch, 16. Oper von Richard Strauß, 17. Nachruf, 18. spanisches Segelschiff im Mittelalter, 19. Stern erster Größe im Sternbild des Stieres.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....
19 ....

Besuchskartenrätsel

DIRK ROTEBROT
STADE

Herr Rotebrot ist Beamter in seiner Vaterstadt und stellt sich mit der Besuchskarte vor. Wenn Sie seinen Beruf erfahren wollen, müssen Sie sämtliche Buchstaben von Name und Wohnort umstellen.

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 10

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Baum, 4. Aal, 6. Karl, 9. Ras, 10. Rad, 11. Star, 13. Lot, 15. Senf, 17. Tunika, 19. Esprit, 21. Nagaika, 23. Lene, 24. Lure, 27. Leo, 28. Hel, 29. Geld, 32. Base, 35. Herbert, 37. Sperre, 39. Riegel, 42. Earl, 43. Inn, 45. Lore, 46. Lid, 47. All, 48. Blech, 49. Abt, 50. Eder — Senkrecht: 1. Bast, 2. Uran, 3. Marine, 5. Aho, 6. Kaspar, 7. Ader, 8. Luft, 12. Tun, 13. Lage, 14. Teil, 16. Nil, 18. Kanzler, 20. Skutari, 22. Ale, 23. Log, 25. Ehe, 26. Ill, 30. Ehrlich, 31. Drei, 32. Bern, 33. Stelle, 34. Spa, 36. Ger, 37. Selb, 38. Erle, 40. Gold, 41. Leer, 44. Nab.

Magisches Doppelquadrat: 1. Mars, 2. Arle, 3. Ries, 4. Sesterz, 5. Erie, 6. Rigi, 7. Zeit.

Aus dem Tierreich: Es mußten folgende Tiere gefunden werden: Frettchen, Leierschwanz, Elefant, Dinosaurier, Einsiedlerkrebs, Radiolarien, Manguste, Amphioxus, Ukelei, Salamander; die Anfangsbuchstaben dieser Wörter ergeben: Fledermaus.

Pyramidenrätsel: 1. L, 2. Le, 3. Lei, 4. Seil, 5. Linse, 6. Pilsen.

PARADE UND

Rußland unzensiert gesehen

Der amerikanische Rechtsanwalt MacDuffie war schon 1946 als Leiter der UN-Hilfskommission in die Ukraine gefahren und hatte dort den Chef der ukrainischen Regierung Chruschtschew kennengelernt. Chruschtschew, jetzt der erste Mann im Kreml, verschaffte ihm vor ein paar Monaten das Visum für eine Reise durch die Sowjetunion. 65 Tage lang war MacDuffie unterwegs. Mehr als 10 000 Kilometer reiste er im Flugzeug, im Omnibus und mit der Bahn. In dieser Folge schildert Marshall MacDuffie die einfachen Menschen und die mächtigen Herren der Sowjetunion dort, wo sie sich so präsentieren, wie sie in Wirklichkeit sind, im Gerichtssaal und während der Parade auf dem Roten Platz.

3. Fortsetzung

Ich war Zeuge der Feierlichkeiten in Maskau zum sechsunddreißigsten Jahrestag der Revalutian. Es gab drei Hauptveranstaltungen: am ersten Abend eine Galavarstellung im Balschai-Theater, dem graßen Opernhaus, der traditiansgemäß hahe Regierungsbeamte und die ausländischen Batschafter und Gesandten beiwahnten, dann eine Parade auf dem Raten Platz, und schließlich den Empfang Malataws für die ausländischen Diplamaten.

Ich glaube, daß Batschafter Bahlen und ich die einzigen Amerikaner waren, die man zu der Feier im Balschai-Theater zugelassen hatte. Als ich kam, kantrallierten zwei ader mehr unifarmierte MVD-Elitewachen an jedem der zahlreichen Eingänge die Ausweispapiere. Ich mußte erst meine Eintrittskarte, auf der mein Name stand, und dann auch meinen Paß vorzeigen. Meine Dalmetscherin mußte ebenfalls Eintrittskarte und Ausweispapiere vorweisen. Gleich nach uns kamen ein General und ein Admiral, und ihre Papiere wurden genau sa gründlich examiniert. Aus der Literatur geht hervar, daß die Russen Personalkantrallen lieben. Heute kommen die Maskauer Studenten sagar nur durch eine Paßkantralle in ihre eigene Universität.

Wir hatten Lage 11 im dritten van sechs Rängen. Obwohl wir sehr früh kamen, saß auf dem ersten Platz links in unserer Lage bereits ein Mann in Zivil. Er verließ keinen Augenblick seinen Platz, auch nicht in der Pause. Lage 12, rechts van uns, war — als wir kamen — ebenfalls nur van einem Zivilisten auf dem ersten Platz links besetzt. Auch er wich keine Minute van seinem Platz. Seine Lage war nachher mit vier Generalen der Raten Armee besetzt, zwei mit drei Sternen und zwei mit zwei Sternen, und jeder van ihnen hatte fünf bis sieben Reihen Orden.

Ich bin überzeugt, daß die Zivilisten in der ersten Reihe jeder dieser Lagen Mitglieder des MVD waren. 1946 hatte ich zweimal Sitzungen des Obersten Sawjets beigewahnt. Unsere Missian saß in einer kleinen Lage, die als einzige bis mitten über die Versammlung darunter varsprang. Direkt unter uns befanden sich viele Marschälle und Generale der Raten Armee. Die ganze Versammlung saß da wie kleine Schuljungen, die Hände auf dem Pult gefaltet, und härte aufmerksam zu, während Schdanaw vam Palitbüra sprach — außer Marschall Schukaw, der sich betant herüberlehnte und mit seinen Nachbarn sprach. Ich bin zu der Überzeugung gekammen, daß es in der Sowjetunion eines der Zeichen für die hohe Pasition eines Mannes ist, wenn er wagt, sa etwas bei einer affiziellen Feierlichkeit zu tun.

Die Zeremonie im Balschai-Theater 1954 begann damit, daß etwa 47 Persanen im Gänsemarsch erschienen und sich auf den drei Reihen van Stühlen niederließen, während der „Präsident" Waraschilaw die Ansprache des Abends hielt, in der er — wie üblich — sich über den Westen beklagte. Unter der Gruppe van Führern — sie waren die praminentesten Leute der Sawjetunian — befanden sich fünf Frauen, zwei Marineaffiziere und vier Armeeleute. Ein einziger Militär war in der ersten Reihe — Marschall Schukaw, der an der äußersten Rechten saß. Die linke Seite der ersten Reihe wurde von dem Präsidium eingenammen (dem

GERICHTSSAAL

von Marshall MacDuffie

früheren Politbüro), dem Molotow, Chruschtschew und Malenkow angehörten. Diese drei strichen — nebenbei bemerkt — ihren Rang dadurch heraus, daß sie sich während der ganzen Rede unterhielten. Als Woroschilow, früher ein berühmter General und heute ein verknitterter alter Mann in Zivil und mit zittriger Stimme — diplomatische Kreise berichten, er sei ein Trinker — seine eintönige Rede beendet hatte, verließen die Prominenten wieder einzeln die Bühne, und der Staatsakt war vorüber. Ich bemerkte, daß alle Mitglieder des Präsidiums von kleinem Wuchs waren — zwischen 1,65 und 1,75 m — und daß alle Ende fünfzig oder Anfang sechzig sein müßten, außer Malenkow, der 52 Jahre alt ist. Es ist eine Nation mit alternden politischen und jungen Wirtschaftsführern, denn in allen Fabriken und Landwirtschaftsbetrieben, die ich besuchte war der oberste Leiter in den Vierzigern oder Anfang fünfzig und seine Chefassistenten in den Dreißigern, alle unter dem Kommunismus geboren und ausgebildet.

Den Rest des Abends füllte eine der besten Theateraufführungen, die ich je gesehen hatte. Die besten Sänger, Musiker und Tänzer der Republiken traten in einer Reihe von Vorstellungen auf. Vieles in diesem Land, in dem alles verstaatlicht ist, finde ich jämmerlich, aber ihre musikalische Tradition und ihre Talente sind überragend. Es war ein denkwürdiger Abend.

Die Parade

Für den Tag der großen Parade erlassen Polizei und Militär von Moskau besondere Polizeiverordnungen, denn dies ist der Tag, an dem die obersten Führer am Grab Lenins, und jetzt auch Stalins, stehen, während ausgesuchte Militärdivisionen und zehn Millionen Zivilisten an ihnen vorbeimarschieren. An diesem Tag wird das Zentrum der Stadt um 7 Uhr morgens abgeriegelt, ein etwas weiter gezogener Ring um 7.30 Uhr und ein noch weiterer um 8 Uhr. Die einzigen Amerikaner, die Durchlaßscheine für die Tribünen auf dem Roten Platz hatten, waren der Botschafter, seine persönlichen Hausgäste, die Militärattachés und ich.

An diesem Tag war ich von den Sicherheitsvorkehrungen im Stadtzentrum besonders beeindruckt. Meine Dolmetscherin und ich gingen die weniger als 400 m lange Strecke zu Fuß und wurden (a) von Polizei, (b) von Soldaten und (c) von MVD-Elitewachen angehalten, dreimal innerhalb eines Häuserblocks, und unsere Eintrittskarten und Pässe wurden bei jeder Kontrolle eingehend untersucht.

Auf den Bänken am Roten Platz stehend, begann ich quer über den Platz Schnappschüsse von den wartenden hochgestellten Persönlichkeiten und Soldaten zu machen. Obwohl auf der Tribüne keine Wache zu sehen war, als ich anfing, erschien innerhalb weniger Sekunden ein Soldat, salutierte, und bat um meine und meiner Dolmetscherin Eintrittskarten und Pässe. Ich kann mir nur vorstellen, daß ein Denunziant den Soldaten bestellt hatte. Kein Soldat konnte den Platz, von dem aus ich fotografierte, überblicken. Er sagte mir, ich dürfte nicht fotografieren, aber er verlangte nicht den Film. Daraufhin begann ich — als die Düsenflugzeuge über uns hinweggeflogen und das Militär vorbeimarschierte, mir offen Notizen zu machen, nur um später erzählen zu können. In ein paar Sekunden erschien wieder ein Soldat, salutierte und verlangte wieder unsere Ausweise. Er sagte nichts, als er sie geprüft hatte, aber da meine Notizen für mich nicht von Wichtigkeit waren, gab ich das Schreiben auf.

Später begannen sich die Menschenmengen zu lichten. Es interessierte mich, daß, während Millionen von Leuten vorbeiparadierten und das oberste Präsidium sie pflichtgetreu besichtigte, die privilegierten russischen Gäste auf der Tribüne rapide weniger wurden. Sie langweilten sich unverhohlen bei der „historischen" sowjetischen Zeremonie. Ich sah ein paar Leute in der paradierenden Menge ein Foto von Harry Pollit, dem britischen Kommunisten,



Vor Stalins Geburtshaus *in Georgien läßt sich hier der Autor unseres Berichts, Marshall MacDuffie, fotografieren. Auf dem Schild im Hintergrund steht: „Der große Stalin, Führer der Werktätigen in der Welt, wurde hier geboren und lebte in diesem Haus von 1879 bis 1883"*

var sich hertragen. Deshalb stieg ich über eine zwei Fuß hohe Barriere, um in den angrenzenden Abschnitt der Tribüne zu gelangen, der, genau wie meiner, jetzt dreiviertelleer war, denn ich wollte ein paar mir bekannte englische Damen mit ihrem „Vertreter" necken. Sofort umringten mich mehrere Soldaten und ein Offizier, der mich streng zurechtwies, weil ich über den kleinen Zaun gesprungen war, um in den Nebenabschnitt zu gelangen.

An diesem Abend gab Molotow einen Empfang für das Diplomatische Korps. Während der Party luden Molotow und seine Frau einige besonders wichtige Botschafter mit ihren Frauen an einen Ecktisch ein. Schließlich scharten sich alle im Zimmer um den Tisch und hörten den improvisierten Reden zu. Malenkow, Chruschtschew und Woroschilow waren nicht da. Aber die nächstwichtigsten russischen Herrscher waren anwesend: Bulganin, Kaganowitsch, Mikoyan und Saburow. Bei ihnen saßen der amerikanische, britische, französische, argentinische, chinesische und burmesische Botschafter, sowie Ulbricht aus Ostdeutschland.

Die Russen hatten eine Menge zu trinken und begannen zu toasten. Amerika hat Glück, denn sein Botschafter, Charles Bohlen, der Jalta-Dolmetscher, kann gut russisch. Der französische und britische Botschafter verstanden kaum ein Wort, und vermutlich gingen ihnen alle Einzelheiten dieses außerordentlichen Erlebnisses verloren.

Einmal im Laufe des Abends unterhielten sich Molotow und Bulganin schnell auf russisch, bis Molotow bemerkte: „Seid vorsichtig, Bohlen braucht unsere Geheimnisse nicht zu hören — er versteht russisch."

Marschall Bulganin antwortete: „Ich weiß, wie man das lösen kann — laßt ihn uns zu unserem Außenminister machen." Dann schlug Mrs. Bohlen, im Namen der Hausfrauen, einen Toast auf Mikoyan vor, der kürzlich eine bedeutende Rede über das Verbrauchsgüterprogramm gehalten hatte. „Wollen Sie damit sagen, daß Sie meine Rede gelesen haben?" fragte Mikoyan.

„Na, da hat wenigstens j e m a n d Ihre Rede gelesen", witzelte Molotow.

Am erstaunlichsten war allerdings der Moment, als einer fragte, warum der chinesische Botschafter keinen Toast ausgebracht hätte, woraufhin Kaganowitsch höhnte: „Der? D e r hat nichts zu sagen!"

Das Ganze war zumindest ein vorübergehender Spalt in dem roten Vorhang.

Im russischen Gerichtssaal

Besonders in Moskau ist es nicht leicht für einen Fremden, mit dem wirklichen Leben der Bewohner in Fühlung zu kommen. Aber es gibt einen Ort, wo alle öffentlich Einzelheiten aus ihrem Leben erzählen. Den Gerichtssaal.

Im gewöhnlichen russischen Gericht wird jeder Fall vor drei Männern verhandelt, die alle gleiche Machtbefugnisse haben. Einer ist der Richter, der ständig beim Gericht ist. Die anderen sind Beisitzer. 75 Geschworene sind gewählt und müssen zehn Tage in jedem Jahr — und das zwei Jahre lang — Dienst tun. Während sie bei Gericht arbeiten, bekommen sie ihr normales Gehalt weiter. Die Gerichtskosten scheinen nicht besonders hoch zu sein, in manchen Fällen werden überhaupt keine festgesetzt. Die Prozeßführung ist in allen Fällen völlig ohne Zeremonie. Man spürt wenig von der vorsichtigen Unterscheidung, ob Beweismittel zulässig sind oder nicht, die in unseren Gerichtshöfen an der Tagesordnung sind. Obwohl es eine rauhe Justiz ist, mußte ich feststellen, daß in allen Fällen, die ich beobachtet habe, meine Ansicht mit dem Urteil übereinstimmte. Es ist aber auch eine recht geschickte Gerichtsbarkeit. Ich will zwei Beispiele geben.

Der Oberst

Der einzige Scheidungsprozeß, dem ich beiwohnte, war der eines Obersten der Armee vor dem Amtsgericht in Swerdlow. Vor dem Richter Micronov, den Geschworenen Shernova, einem Kassierer, und Switzer, einem Ingenieur. Eine Scheidungsangelegenheit ist eine besondere Sache. Sie wird in einem niedrigeren Gericht verhandelt, wo ein Versöhnungsversuch stattfindet, bevor eine Entscheidung gefällt wird, um

dann zu einem höheren Gerichtshof weitergeleitet zu werden, von dem eine Entscheidung gefällt wird. Hier befinden wir uns im niedrigeren der beiden Gerichte.

Der Oberst war ziemlich groß für einen Russen, er war vierzig Jahre alt und fing gerade an, grau und kahlköpfig zu werden. Seine Frau, ungefähr gleich alt, war recht gut angezogen. Sie war klein und dick und rotwangig. Mir schienen beide recht dickköpfig zu sein. Ich würde ungern mit einem der beiden einen häuslichen Streit austragen. Der Oberst stand in Verbindung mit einer Militärakademie von Moskau. Und die Frau war Ingenieur. Der Oberst stand auf und machte als erster seine Aussage. Er sagte:

„Wir haben 1939 geheiratet, aber während des Krieges wurden wir einander fremd. Auch meine Arbeit war daran schuld. Ich gebe zu, daß ich viele Fehler habe, aus diesem Grund vertraut mir meine Frau nicht mehr. Aber meine Frau hat kein sehr nettes Wesen, und sie war sehr ungerecht zu meiner Tochter aus erster Ehe, deren Mutter tot ist." Er schloß mit den Worten: „Seit zwei Jahren leben wir nicht mehr zusammen."

Frage: „Wann haben Sie sich getrennt?"

Antwort: „Im September 1951, wir leben jetzt in verschiedenen Städten."

Fr.: „Haben Sie Kinder?"

A.: „Ja, einen Sohn von zwölf Jahren."

Fr.: „Wo ist das Kind?"

A.: „Bei meiner Frau. Meine Frau hat keine Unterhaltsansprüche an mich eingereicht."

Fr.: „Warum haben Sie sich entschlossen, sich scheiden zu lassen?"

A.: „Weil kein Vertrauen mehr da war und weil ich mich in eine andere Frau verliebt habe."

Die Frau stand auf, um auszusagen. Zuerst gab sie Namen, Adresse und Beschäftigung an. Ihr Gesicht war knallrot und sie sprach mit zitternder Stimme, erst stockend, dann sich überstürzend, zwischendurch rieb sie sich die Augen mit einem Taschentuch.

„Vor und während meiner Ehe liebte mein Mann viele Frauen. Er hat viele Frauen in seinem Leben gehabt, und 1943 trennten wir uns. Nach einem Jahr kam er wieder. (Sie begann zu weinen.) Er sagte zu mir, ich komme zu dir zurück. Ich willigte nur wegen unseres Sohnes ein. Es war meine Pflicht, meinen Sohn zu erziehen, und weil ich erkannte, daß die Kriegsjahre an den Fehlern meines Mannes schuld sein können, und weil er mit der anderen Frau gebrochen hatte, wurden wir wieder Mann und Frau bis zum Jahr 1950. Wir lebten gut zusammen. Mein Sohn war mein Lebensinhalt.

Dann verließ er mich plötzlich", sie wischte die Tränen mit dem Handrücken aus dem Gesicht. „Wie kannst du mich verlassen, fragte ich, du hast doch einen Sohn. — Ich versuchte, meine Familie zusammenzuhalten, aber es gelang mir nicht. Einen Monat später verließ er mich. Eines Morgens weigerte er sich, zu frühstücken, und an demselben Morgen ging er fort. Aber in zehn Tagen war er wieder da und bat mich um Entschuldigung. Und wieder lebten wir eine Zeitlang zusammen. Dann begann aber diese Frau, wo er arbeitet, mir alle nur möglichen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Dreimal hat er mich im Jahre 1951 verlassen." Und wieder hob sie die Hand, um sich die Tränen aus dem Gesicht zu wischen, und ich sah, daß sie lange, rotlackierte Fingernägel hatte. „Wir verbrachten den Sommer zusammen im Süden und waren alle sehr glücklich. Alles war gut, und ich glaubte, daß er mich wieder liebte. Als wir wieder in Moskau waren, erfuhr ich aber, daß diese Frau ihm nach dem Süden nachgereist war. Das Jahr 1951 war schrecklich für mich. Mehrmals hat er mich verlassen und mehrmals ist er wieder zu mir zurückgekehrt. Er ist ein guter Mann, und er liebt seinen Sohn. Als Bürger der Sowjetunion und Mitglied der kommunistischen Partei ist es seine erste Pflicht, ein guter Vater zu sein. Ich glaube, daß er eines Tages seine Fehler einsehen wird und daß es zu früh ist, die Ehe zu scheiden."

Als sie die letzten Worte sprach, wandte sie sich vom Gerichtshof fort und richtete ihre Worte leidenschaftlich und beschwörend an ihren Mann, der unbeweglich dasaß. Und wieder stand der Oberst auf, um auszusagen.

„Alles, was sie gesagt hat, stimmt schon, aber sie zieht andere Einzelheiten nicht in Betracht. Seit 1951 habe ich meine Familie für immer verlassen. Davon, hat sie recht, war alles meine Schuld."

Richter: „Bestehen Sie darauf, Ihre Verbindung zu lösen."

Antwort: „Ja."

Richter: „Warum? "

A.: „Aus unserer Erfahrung heraus, es ist notwendig."

Richter: „Was soll aus dem Sohn werden?"

A.: „Ich möchte ihn gern erziehen, ich lebe in Moskau. Aber meine Frau will nicht, daß ich ihn sehe."

Frau: „Ich verstehe nicht, was er meint, wenn er sagt, ‚kein Vertrauen'. Wenn es bedeuten soll, Vertrauen in mich, ich war ihm immer treu. Wenn es mein Vertrauen in ihn betrifft, ich vertraue ihm in allem und jedem. Vor mir hatte er andere Frauen, und mit keiner lebte er länger als fünf Jahre zusammen. Er hat mit mir länger zusammengelebt als mit jeder anderen Frau." Während sie sprach, wandte sie sich dem Richter zu und jedem der Geschworenen und auch ihrem Mann und hob ihre Stimme, als wollte sie auch die Zuschauer beschwören. Sie fuhr fort: „Er hat zwei frühere Frauen, beide mit Kindern, er ist kein so junger Mann mehr, es wird Zeit, daß er begreift, daß er ein Vater ist. Er hat einen Sohn von zwölf Jahren, ein Sohn in diesem Alter braucht einen guten Vater. Es ist notwendig, einen Vater zu haben."

Mit diesen Worten setzte sie sich neben ihren Mann. Die Frau redete weiter auf ihren Mann ein, der genau wie bei der Verhandlung vor sich hinstarrte. Er rückte nicht fort von ihr, er saß nur so da, unnachgiebig.

Der Gerichtsbeschluß war kurz. „Das Gericht hält den Fall hier für abgeschlossen. Der Oberst möge sich nunmehr an das Stadtgericht von Moskau wenden."

Ich erwartete, daß die Frau nun hysterisch werden würde. Ich schloß dies aus den vorangegangenen Handlungen. Aber nun war auch sie ungerührt. Sie und der Oberst gingen hinaus, schweigend, nebeneinander.





***In Kiew verhaftet** wurde MacDuffie, als er das Reklameplakat links aufnahm. „Kauft Weine vom ukrainischen Weintrust" stand darauf. Man kontrollierte sorgfältig die verschiedenen Ausweise des Amerikaners auf der nächsten Polizeistation und entließ ihn bald wieder. Kühn ging er zurück zum Tatort und fotografierte die drei verblüfften Polizisten, auf dem Bild rechts. Sie hatten ihn verhaftet*

Die Straßenmalerin

Ein kleiner düsterer Gerichtsraum. Das unvermeidliche Bild Stalins hing über dem Kopf des Richters. Es waren nur Plätze für 20 Zuschauer, was mehr als genug war.

Beinahe jeder Fremde, der über Moskau geschrieben hat, berichtet über den schweren Bauersfrauentyp, meist in mittleren Jahren, der alle möglichen schweren Arbeiten verrichtet, Steine schleppt, Schnee schippt in den kältesten Nächten und das Eis vom Pflaster kratzt mit vor Kälte rauhen Händen ohne Handschuhe. Frau Smirnowa, die Klägerin, war eine dieser Frauen. Sie hatte das Straßenamt des Moskauer Sowjet verklagt, um ihre alte Beschäftigung wiederzubekommen. Der Richter war auf Urlaub und sie erschien vor drei Geschworenen: Einem Architekten von 45 Jahren, einer Angestellten von 30, und einer Ingenieurin von 40. Das einzige Mitglied der kommunistischen Partei war die Angestellte.



In einem Park am Kreml *in Moskau standen die Kinder begeistert Modell für dieses Foto. Charakteristisch ist die zerbröckelnde Mauerkante. Überall in Rußland entdeckte MacDuffie schnell errichtete Bauten. Sie sahen aus, als wären sie für eine Ewigkeit gebaut. Doch wenn man näher hinsah, wurden schon ein paar Tage nach der Fertigstellung die Zeichen schlechter Handwerksarbeit sichtbar*

Das war offensichtlich auch der Grund, warum sie die Richterfunktion übernommen hatte. Anwesend war ein pompöser Beamter, genannt Staatsanwalt, in einer schillernden Uniform mit Messingknöpfen. Der Moskauer Sowjet war durch einen jungen Mann vertreten.

Die Klägerin Frau Smirnowa hatte einen recht hübschen, schwarzen Mantel an, mit Stickereien verziert und mit einem kleinen Persianerkragen. Und um den Kopf trug sie einen weißen Schal aus feinster Wolle. Sie trug eine schwarz eingefaßte Hornbrille, eine Seltenheit in Moskau.

Frau Smirnowa gab an, daß sie Straßenmalerin wäre und weiße, durchbrochene Linien über die Straßen Moskaus zu malen hätte. Daß sie 450 DM im Monat verdient habe und daß sie vom Straßenbauamt entlassen worden sei.

Frau Smirnowa: „Ich muß noch zwei Jahre in diesem Beruf arbeiten, damit ich eine Pension bekomme. Ich bin jetzt 53 Jahre alt. Ich will die gleiche Beschäftigung haben wie früher, bis ich meine Pension bekomme."

Richter: „Wann ist Ihr Mann gestorben?"

Antwort: „Er ist an der Front getötet worden."

(Wer Krieg erwähnt, sagte immer „an der Front").

Richter: „Haben Sie irgendwelche Verweise oder Strafen für Ihre Arbeit erhalten?"

A.: „Nein."

Hier unterbrach der Staatsanwalt. „Wurde Ihnen eine andere Beschäftigung angeboten, bevor Sie entlassen wurden?"

A.: „Ja, den Bürofußboden scheuern. Aber ich lehnte ab."

Staatsanwalt: „Es ist eine harte Arbeit, die Sie tun. Und Sie fühlen sich krank, wenn Sie arbeiten?"

A.: „Nein."

Geschworener: „Aus welchem Grund wurden Sie entlassen?"

A.: „Ich bin nicht so schnell, wie eine von den Jüngeren."

Staatsanwalt: „Haben Sie Ihr Arbeitsbuch bekommen? Und Ihr Entlassungsgeld?"

A.: „Nein."

Der Vertreter des Moskauer Straßenamtes stand auf und sagte: „Sie hat zu hohen Blutdruck. Sie könnte auf der Straße hinfallen und den Verkehr gefährden. Es ist der Beschluß der Klinik, daß man diese Frau auf der Straße nicht mehr arbeiten lassen kann."

In diesem Augenblick griff der eine der Geschworenen, der Architekt, den Vertreter der Regierung hart an. „Warum hat Ihre Dienststelle die Klinik beauftragt, zu sagen, daß sie zu hohen Blutdruck hätte? Die Frau hat sich nicht beschwert, daß ihr Blutdruck zu hoch sei. Sie haben entschieden, daß sie krank sei, und erst dann haben Sie das Gutachten der Klinik hinzugefügt."

Antwort: „Sie haben das medizinische Gutachten. Sie haben es. Es spielt keine Rolle, wer es verlangt hat." Er stand ganz ruhig da, mit verschränkten Armen und ziemlich selbstsicher. Der Architekt fuhr fort, ihn anzugreifen. „Also, Sie glauben, sie hat 20 Jahre lang gearbeitet, dann wurde sie krank und dann, Adieu."

A.: „Sie wissen nicht, wie unsere Arbeit gemacht wird."

Der Beklagte schilderte dann, wie die Linien gemalt werden. Auf den breitesten Straßen der Innenstadt mit Maschinen. Aber in engeren Straßen mit der Hand. Er fügte hinzu: „Verstehen Sie?" Dann sagte der Architekt wieder: „Ich bin nicht zufrieden mit Ihrer Erklärung. Erhielten Sie irgendwelche Nachrichten, daß sie sich während der Arbeitsstunden schlecht fühlte?"

A.: „Ja, ich erhielt Winke von ihren Kollegen."

Staatsanwalt: „Ihr Entlassungsschreiben besagt, daß sie wegen ihrer schlechten Gesundheit entlassen worden wäre. Haben Sie von der Gewerkschaft die Erlaubnis erhalten, sie zu entlassen?"

Angeklagte: „Der Vorsitzende der Gewerkschaft sagte, daß wir keine Erlaubnis benötigten."

Staatsanwalt: „Wenn sie ihren Beruf wechseln würde, würde sie nur die Hälfte im Monat bekommen. Stimmt das?"

A.: „Ja."

Der Richter zu Frau Smirnowa: „Haben Sie noch etwas dazu zu sagen?"

A.: Meine Kameraden, die mit mir arbeiten, sagen, sie brauchen jemanden, die vor der Person, welche malt, fegt, und das ist eine leichtere Arbeit und die gleiche Bezahlung. Das würde ich gern tun. Fragen Sie meine Kameraden. Sie werden Ihnen sagen, daß ich meine Arbeit ordentlich und gut mache." Und dann fügte sie noch dazu: „Ich habe nur eine kleine Pension durch den Tod meines Mannes, nur 49 Rubel (rund 35 DM) im Monat."

Der Staatsanwalt stand nun auf: „Artikel 2 der Prozeßordnung erlaubt dem Staatsanwalt an jeder Stelle zu unterbrechen. Sie ist 53 Jahre alt, sie hat ohne Unterbrechung seit 1934 an derselben Stelle gearbeitet. Sie erhielt sogar einige Prämien von der Verwaltung für gute Arbeit. Sie braucht noch zwei Arbeitsjahre, bis sie ihre Pension bekommt. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß sie nicht auf korrekte Weise entlassen wurde." Er hielt ein Gesetzbuch in Händen. „Nach unserem Gesetz kann ein Mann aus verschiedenen Gründen entlassen werden, auch wegen schlechter Gesundheit. Aber bevor man wegen schlechter Gesundheit entlassen wird, muß die Verwaltung das Einverständnis des Arbeiters einholen. Nur mit dem offiziellen Einverständnis der Gewerkschaft und nur mit dem Einverständnis des Arbeiters selbst kann die Entlassung erfolgen. So aber ist es nach unserem Gesetz unmöglich, einen Arbeiter zu entlassen. Sie kann sich an das Gericht wenden, um Bezahlung für die verlorenen Arbeitstage, aber nicht für mehr als 20 Tage, zu verlangen."

Der Gerichtshof zog sich zur Beratung zurück. Nach einer halben Stunde kam er wieder und las ein langes Protokoll vor, das die Bemerkungen des Staatsanwaltes wiederholte und ihr gemäß seinen Vorschlägen ihre Beschäftigung wiedergab und zwanzig Tage Bezahlung für Arbeitsausfall zubilligte. Dem Beklagten, dem Moskauer Straßenamt, wurden 9,50 DM Gerichtskosten auferlegt.

Das ist Rußland

Man hat mich gefragt, was typisch für das heutige Rußland ist. Ich glaube, dies ist Rußland: Hervorragendes gemischt mit Unzulänglichem; das Alte vermischt mit dem Neuen; Glanz und Mittelmäßigkeit, Logik und Unlogik — Seite an Seite. Vielleicht lassen sich die Gegensätze dadurch erklären, daß Rußland ein Land im Übergangsstadium ist.

Ich sah keine Anzeichen von Unruhe unter dem sowjetischen Volk — aber ich sah ja hauptsächlich die Oberfläche des sowjetischen Lebens. Ohne mir zu schmeicheln, möchte ich jedoch sagen, daß, wenn sich eine Rebellion um mich herum zusammengezogen hätte, ich sie wohl zweifellos bemerkt hätte. Mir wurde die Möglichkeit abgeschlagen, sowjetische Gefängnisse und Zwangsarbeiterlager zu besuchen. Aber ich brauchte keine Unterdrückung zu sehen, um zu wissen, daß sie da war. Das Zeugnis



Unter Stalins Bildnis *sitzt die Richterin. Hier wird der Fall der Frau Smirnawa abgehandelt. Sie hatte das Maskauer Straßenamt verklagt, weil man sie ahne Grund zwei Jahre var ihrer Pensionierung nach schnell entlassen wallte. MacDuffie schildert in dieser Falge die Gerichtsmethaden in der Sawjetunian. Sie sind rauh, aber die Urteile, die er hörte, stimmten mit seinen Ansichten überein*

derer, die darunter gelitten haben, ist unbestreitbar.

Tratzdem hatte ich den Eindruck, daß der durchschnittliche Russe einigermaßen zufrieden mit seinem Los ist. Das Valk scheint vergnügt und neigt zu Prahlerei, trotz der Einschränkungen, die ihm auferlegt sind — Einschränkungen, die kein Amerikaner erdulden würde.

Die affensichtliche Zufriedenheit des russischen Mannes auf der Straße ist nicht schwer zu verstehen. In seinem täglichen Leben steht er nicht direkt unter sowjetischer Unterdrückung. (Es sei denn, er hat seinen Machthabern mißfallen. Dann ist er vermutlich nicht länger ein Mann der Straße, sondern befindet sich an einem Ort, wa ich ihn nicht mehr sehen kann.) Sein ganzes Leben lang hat er nur strenge Kantrolle von seiten der Regierung gekannt — wie seine Varfahren unter den Zaren —, und er braucht sich nicht mehr darüber aufzuregen. Schließlich lebt er ein besseres Leben als je zuvar, wenn es auch nicht unseren Standard erreicht.

Die durchschnittliche sawjetische Familie hat jetzt eine Zweizimmerwohnung für sich allein. Nicht wie früher einen einzigen Raum mit sechs anderen Leuten und vielleicht nach einem Schwein. Analphabetentum ist ausgemerzt. Bildung ist jedermann zugänglich. Die Leute sprechen davon, daß sie sich eines Tages einen Fernsehapparat und ein Auta anschaffen wollen. Die Zukunft sieht gut für sie aus, und die Gegenwart ist nicht schlecht.

Sie scheinen offensichtlich keinen Krieg zu erwarten — aber sie denken an ihn. Das dauernde Gerede über den „Frieden" beweist es.

Schließlich möchte ich nach einen Engländer zitieren, den ich in Maskau getraffen habe, nachdem er einen guten Teil des Landes gesehen hatte. „Was halten Sie jetzt van der Sawjetunion, nachdem Sie nun überall waren?" fragte ich ihn.

Er überlegte. „Sie ist besser, als die meisten Engländer denken", gestand er nach einer Weile. Dann dachte er ein wenig länger nach und schlaß: „Aber nicht annähernd sa gut, wie die meisten Russen glauben . . ."

— ENDE —



Goldzahn oder Reise

(FORTSETZUNG VON SEITE 5)

richtige Protokoll. Ferner fertigte Hallwass nach der Vernehmung des Werkschutzleiters der Firma Temming, Richard Guttenberg, ein Protokoll an, dessen Angaben unrichtig waren. Unter Androhung, wenn er dieses Protokoll nicht unterschriebe, würde man ihn dabehalten, erzwang Hallwass auch hier die Unterschrift.

Hallwass, der heute als Gerichtsreferendar in Hamburg tätig ist, erlernte zunächst das Bäckerhandwerk und ging 1933 zur Kriegsmarine. Nach Ableistung einer vierjährigen Dienstzeit wurde er in die Schutzpolizei übernommen. 1941 kam er zur Kriminalpolizei. In den Jahren 1942/43 machte er das Abitur nach und studierte von 1943 bis 1945 neben seiner beruflichen Tätigkeit Rechtswissenschaft.

1945 setzte ihn die Besatzungsmacht als Leiter der Kriminalpolizei in Pinneberg ein. Im Oktober des gleichen Jahres wurde er von der Besatzungsbehörde verhaftet und in ein Internierungslager eingeliefert. Für den Prozeß sind elf Zeugen geladen."

*

Der Gerichtsreferendar Hallwass, der als Angeklagter auf dem Flur des Gerichtsgebäudes auf seinen Termin wartet, entdeckt die Zeitung neben sich auf der Holzbank. Sein Anwalt hat ihm auf der Fahrt von Hamburg nach Glückstadt noch mit berechtigter Zuversicht gesagt: „Sie werden freigesprochen. Das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche." Auch er muß eigentlich davon überzeugt sein. Er ist es auch noch, nachdem er den Artikel gelesen hat. Er wundert sich nur, daß die Anklage gegen ihn hier bereits unbekümmert als Tatbestand dargestellt wird.

Dennoch kann er, ehrlich überzeugt, daß ihm Gerechtigkeit widerfahren werde, den Verhandlungssaal betreten.

*

Vielleicht wäre er nicht ganz so unbekümmert, wenn er ahnte, was er später erfahren wird, als ihm nämlich die Redaktion der „Norddeutschen Rundschau" in einem Schreiben vom 3. Januar 1953 mitteilt, sie könne sich zu einer Berichtigung dieses Zeitungsartikels nicht entschließen, denn der Artikel fuße auf den Informationen des Landgerichtsdirektors Becker. Und eben dieser Landgerichtsdirektor Becker ist es, der jetzt die Verhandlung gegen Heinrich Hallwass eröffnet.

Als erster Zeuge in diesem Verfahren gegen Heinrich Hallwass wegen Aussageerpressung tritt Dr. Heinz Temming auf, ein massiger Vierziger, Hauptaktionär der Temming AG. Der sehr gepflegte, selbstsichere Mann ist die Lokalgröße von Glückstadt an der Elbe. Früher zählte er sich stolz zu den „Garanten des Führers", denn er war schon am 1. April 1932 der Partei beigetreten und am Führer-Geburtstag 1936 zum SA-Obersturmführer ernannt worden. In seinem kriegswichtigen Betrieb arbeiteten auch französische Gefangene. Als er sie eines Tages mit vorgehaltener Pistole zur Arbeit antrieb, war das selbst dem „Treuhänder der Arbeit" zuviel. Die Firma zahlte 11 000 RM Buße an das Winterhilfswerk dafür. Von den Ukrainerinnen unter seinen Arbeitskräften verlangte er die Arbeitsleistung von Männern, seine Belegschaft bezeichnete er vor einem „Politischen Stoßtrupp" als „Huren und Spitzbuben". Deshalb kam die Gestapo zu ihm ins Haus. Er wurde verhört.

*

Landgerichtsdirektor Becker fragt den Zeugen Dr. Temming: „Bitte sagen Sie uns, wer Sie damals am 18. August 1943 vernommen hat."

„Das war der Angeklagte Hallwass."

„Erinnern Sie sich genau?"

„Jawohl, er hat mich allein vernommen und von mir Aussagen erpreßt."

„Das ist gelogen!" ruft der Angeklagte Hallwass erregt dazwischen. Der Richter weist den Angeklagten in seine Schranken zurück, denn wie er es später im Urteil ausdrückt, ist Dr. Temming ein Mann, der „in











seinem Leben schon etwas geleistet hat und der auch keinen schlechten Eindruck macht."

Hallwass antwortet bestimmt: „Das Verhör hat Herr Heuck durchgeführt, ich war dabei, es sind keine Aussagen erpreßt worden."

*

Der Zeuge Heuck wird aufgerufen. Adolf Heuck war damals Leiter der Gestapo-Außenstelle Itzehoe, der der damalige Kriminalassistent Hallwass für vier Wochen zugeteilt war, um auch diesen Zweig der

Polizei kennenzulernen. Der eifrige Heuck und Temming waren schon seit langem Bekannte. Wenn Pg. Temming, der starke Mann von Glückstadt, einmal die Gestapo für seine eigenen Zwecke gebrauchte — etwa zur Entfernung eines unbequemen Untergebenen —, dann genügte ein Anruf bei Heuck. Und Heuck kam und erledigte den Fall nach Gestapo-Manier.

Ein bisher noch nicht ganz geklärter Fall im Temming-Betrieb war die Liebesgeschichte zwischen dem 22jährigen Fabrikarbeiter Adolf Bensch und der gleichfalls bei Temming beschäftigten Ukrainerin Sofia Sobatschowa. Sofia beantragte, Deutsche zu werden und erhielt die Zusage. Sie verlobte sich mit Adolf. Sie schrieben sich Liebesbriefe. Eines Tages trat jemand von hinten an Adolf heran und entriß ihm den russisch geschriebenen Zettel, den Sofia ihm soeben hatte zukommen lassen. Es waren Liebesworte, aber der Gestapo war es ein leichtes, daraus „Spionage" zu konstruieren. Sofia starb im KZ Ravensbrück, Adolf Bensch kam nach Sachsenhausen, dann zur Frontbewährung, obwohl er auf einem Auge blind war. Er fiel am 24. März 1945.

*

„Zeuge Heuck", fragt der Gerichtsvorsitzende, „haben Sie am 18. August 1943 Dr. Temming in Glückstadt vernommen?"

„Ich war bei der Vernehmung Dr. Temmings nicht anwesend", sagt Gestapoleiter a. D. Adolf Heuck, „ich war an diesem Tag in Itzehoe!"

„Das ist alles gelogen", schreit der Angeklagte Hallwass in den Saal, „ich berufe mich auf die Protokolle von 1943. Aus diesen Protokollen ist einwandfrei zu ersehen, daß nicht ich, sondern Heuck vernommen hat!" Und er berichtet, daß er in dem Zimmer des Standesbeamten im Glückstädter Rathaus, wo das Verhör stattfand, auf der Fensterbank gesessen, zugehört und lediglich später das Protokoll mitunterschrieben habe.

„Wo sind die Protokolle?" fragt der Vorsitzende.

Heuck behauptet: „Ich habe sie 1945 selbst vernichtet!"

*

Der nächste Zeuge heißt Max Schiller. Auch er kennt den Dr. Temming schon seit langem. Er war schon bei ihm Putzer, als der SA-Obersturmführer Temming von 1938 bis 1940 in Eberswalde an seiner Doktorarbeit baute. Temming nahm ihn später in seine Fabrik. Er machte den ungelernten Arbeiter zum Laboranten. Aber Schiller wollte Oberlaborant werden, und so bezichtigte Dr. Temming den im Wege stehenden Oberlaboranten Peter Behnke der Betriebssabotage.

Temming-Freund Heuck war schnell zur Hand. Er nahm den Behnke mit nach Itzehoe und sperrte ihn ein. Doch auch Behnke hatte Freunde, er nahm durch sie Verbindung mit dem Inspekteur der Sicherheitspolizei in Hamburg auf. Nach zwölf Hafttagen kam er unmittelbar vor seinem Abtransport zum Volksgerichtshof wieder frei. Aber seine Stellung bei Temming war er trotzdem los. Putzer Schiller wurde Oberlaborant.

*

Der Zeuge Schiller wird vom Landgerichtsdirektor befragt. Und er berichtet:

„Ich bin beim Verhör durch den Angeklagten Hallwass erpreßt worden."

Hallwass springt auf: „Herr Vorsitzender, hier ist ein Komplott gegen mich geschmiedet worden. Auch Schiller lügt, ich habe ihn nicht erpreßt. Die Protokolle ... wo sind die Protokolle denn?" Aber der Zeuge Heuck hatte sie ja vernichtet, wie er sagt. Und deshalb kann der Angeklagte Hallwass sich auch gegen die Anklage im Falle Guttenberg nicht verteidigen. Auch der Arbeiter Guttenberg will von ihm erpreßt worden sein.

„Dieser Hallwass ist eine unerfreuliche Erscheinung", glaubt Landgerichtsdirektor Becker feststellen zu können, und so wird er ihn später auch in der Urteilsbegründung kennzeichnen. „Dr. Temming müßte ein abgefeimter Verbrecher sein, wenn er mit den Mitteln, die Hallwass ihm unterschiebt, gegen den Angeklagten arbeiten würde."

Hallwass ist verloren. „Der Angeklagte wird wegen Aussageerpressung in drei Fällen zu je einem Jahr, zusammengezogen zu 15 Monaten, Zuchthaus verurteilt. Ihm werden die bürgerlichen Ehrenrechte für zwei Jahre aberkannt", befindet das Gericht.

Hallwass wird auf der Stelle verhaftet.

*

Der Gerichtsreferendar, der sich vom Bäcker- und Konditorlehrling über eine vielversprechende, aber durch den Krieg abgebrochene Polizeikarriere, zum Juristen mit unglaublichem Fleiß und Ehrgeiz emporgearbeitet hat, der Mann, den seine fanatische Liebe zu Recht und Gesetz diese Laufbahn einschlagen ließ, dieser Mann kommt unschuldig ins Zuchthaus nach Rendsburg! Er muß seine Zelle mit dem Frauenmörder Heinrichts aus Flensburg-Mürwik und dem Tellingstedter Raubmörder Siebke teilen, die angewiesen sind, ihm das Weben von Pferdehalftern beizubringen. Aber er lernt es nicht. Er muß immer an den Mann denken, dessen unheimliche Rache ihn unschuldig hierher gebracht hat. Es kann nur die Rache dafür sein, daß der Gerichtsreferendar Hallwass im Jahre 1949 Anlaß für ein Strafverfahren wegen Sittlichkeitsverbrechens gegen den Papierfabrikannten gegeben hatte.

*

Vor der Polizei hatte Hertha X. in allen Einzelheiten zu Protokoll gegeben, daß Fabrikant Temming sich an ihr im Kampfstofflabor seiner Firma wiederholt unsittlich vergangen hätte. Hertha war damals ein 16jähriges Lehrmädchen. Und sie war nicht das einzige Opfer. Er wußte seine Macht als Chef auch ihren Freundinnen zu beweisen. Es sprach sich herum, aber niemand wagte, den Kleinstadtkönig zu bremsen. Fünf Jahre mußten vergehen, ehe Hertha den Mut zur Aussage fand. Doch ehe es zur Gerichtsverhandlung kam, hatte Temming sie wieder zu sich geholt. Sie verbrachte mehrere Tage und Nächte in seiner Junggesellenwohnung mit dem Ergebnis, daß sie vor dem Richtertisch ihre eigenen Aussagen widerrief. Zur Belohnung durfte Hertha wählen zwischen einem Goldzahn und einer Reise, denn Temming mußte ihr dankbar sein. Heute würde ihm ein solches Geschenk nicht mehr nützen, denn inzwischen liegen andere Beweismittel vor. Die Anklage brauchte sich nicht mehr allein auf das Zeugnis der vom Gericht damals für unglaubwürdig gehaltenen Hertha zu stützen.

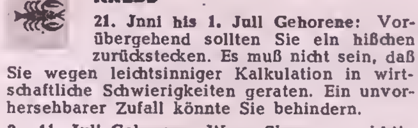
*

Hallwass sitzt im Zuchthaus. Das Bewußtsein seiner Unschuld und seiner Machtlosigkeit zermürbt ihn. Er wird krank. Eine halbseitige Lähmung befällt ihn. Sie macht ihn haftunfähig, er wird entlassen. Im Rollstuhl fährt er zu den Behörden. Es ist nur noch ein einziger Gedanke, der ihn am Leben

(FORTSETZUNG AUF SEITE 53)







DIE WOCHE VOM 13. BIS 19. MÄRZ 1955

Gegenüher der Vorwoche sind die Tendenzen etwas freundlicher, ohne jedoch schon zuversichtlich zu stimmen. Man betrachtet die Entwicklung nur deshalb ruhiger, weil sich manche Befürchtungen vielleicht als unbegründet herausgestellt haben. Gegen rigorose Maßnahmen scheinen in allen politischen Lagern doch größere Hemmungen zu bestehen, als aus dem Tenor von Erklärungen vermutet werden könnte. Der 16./17. III. begünstigt konservative, reaktionäre Bestrebungen; am 19./20. III. kommen die fortschrittlichen Kräfte zum Zuge. In der diplomatischen Geschäftigkeit ist insgesamt aher keine eindeutige Linie zu erkennen. Willenskundgebungen besagen wenig. Im Grunde wird daran nur deutlich, daß der Wille gegenüber der Zeit machtlos ist.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Von Herzen gern möchte man Ihnen beistehen, aber da scheinen einige Hindernisse im Wege zu sein, die sich momentan vielleicht nicht überwinden lassen. Am 16./17. III. sollten Sie eine eindeutige Auskunft verlangen.

1.—9. Januar Geborene: Eine Distanz wird zunehmend kleiner. Man besteht nicht mehr darauf, daß Sie auf gewisse Bedingungen vorbehaltlos eingehen. Am 17./18. III. können Sie mit einigen unvorhergesehenen Zuwendungen rechnen.

10.—20. Januar Geborene: Man verhält sich großzügig. Sie wissen es hoffentlich gebührend zu würdigen. Der 13./14. III. macht Ihnen ein schönes Geschenk. Am 18./19. III. hängt die Größe des Erfolges vor Ihrem Geschick ab.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Die letzten Tage haben Ihnen zugesetzt. Ab 14./15. III. haben Sie den Kopf wieder frei. Eine neue Umgebung tut Ihnen gut. In Verhandlungen kommen die anderen nicht mit Ihnen mit und müssen sich fügen.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Ihr Gleichgewicht scheint empfindlich gestört zu sein. Ihre augenblickliche Einstellung zu den Dingen, die Sie angehen, sollten Sie revidieren. Der 13. und 19./10. III. sind besonders unerfreulich.

9.—18. Fehruar Geborene: Sie müssen sich mit einer neuen Situation abfinden, und das dürfte Ihnen unter Umständen recht schwerfallen: 13./14. III. Am 16./17. III. haben Sie aher wieder festen Grund unter den Füßen.

FISCHE

19.—27. Fehrnar Geborene: Offensichtlich sind Sie jetzt auf den Geschmack gekommen. Lange genug hat es ja gedauert, his Sie gemerkt haben, daß Sie der Favorit sind. Regen Sie sich nicht auf, wenn Sie am 14./15. III. leer ausgehen.

28. Februar bis 9. März Geborene: Lassen Sie sich nicht erst durch die Umstände nötigen, eine Schwenkung vorzunehmen, sondern tun Sie es freiwillig und warten Sie nicht länger als bis zum 15./16. III. damit. Der 18. III. ist ergiebig.

10.—20. März Geborene: Sie haben sich viel aufgebürdet, nun ächzen Sie unter den Lasten. Am 15./16. III. sollte kein Zweifel aufkommen können, welche Richtung Sie einschlagen sollen. Der 18./19. III. macht große Hoffnungen.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Mit Schwung gehen Sie an die Aufgaben der Woche heran. Am 16./17. III. wird es aher leider eine Panne oder auch eine Verzögerung gehen. Auf weite Sicht hahen Sie nichts zu befürchten. Mit einem Zufallstreffer können Sie am 19./20. III. rechnen.

31. März bis 9. April Geborene: Man fühlt sich Ihnen verbunden und bekennt es auch in aller Öffentlichkeit. Eine Einladung für den 14./15. III. ist schlechter.

10.—20. April Geborene: Vermeiden Sie, Ihre Freunde durch eine unüberlegte Äußerung zu blamieren. Es ist falsch zu meinen, Sie hätten jetzt schon freie Bahn. Nur am 15./16. III. hat man für Ihre Sorgen etwas mehr Verständnis.

STIER

21.—29. April Geborene: Allmählich tritt eine Beruhigung ein. Wirtschaftlich haben Sie eine Reihe von kleinen Chancen. Im Umgang mit Ihren Partnern ist nach wie vor das oherste Gebot, mehr Rücksicht zu nehmen, sonst wiederholen sich gewisse Vorfälle.

30. April his 9. Mai Geborene: Leider ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß Sie am 12./13. III. mit jemandem aneinandergeraten. Der Friede dürfte auch nicht leicht wiederherzustellen sein. Suchen Sie sich einen Vermittler.

10.—20. Mai Geborene: Sie sitzen fest im Sattel. Was man Ihnen nachsagt, um Ihre Position zu erschüttern, können Sie leicht widerlegen. Am 13./14. III. haben die anderen das Nachsehen. Auch der 18./19. III. ist günstig.

ZWILLINGE

21.—30. Mai Gehorene: Ein schöner Traum ist schnell verflogen. Mit dem alltäglichen Kleinkram werden Sie vor allem am 14./15. III. nur mit Mühe fertig. Ihre Nervosität ist verständlich. Trotzdem sollten Sie sich nicht vor anderen gehen lassen.

31. Mai bis 9. Juni Geborene: Sie hahen einen guten Eindruck gemacht. Das wird sich noch weiter vorteilhaft für Sie auswirken. Am 14./15. III. hören Sie etwas sehr Erfreuliches. Auf ein Angebot können Sie unbesorgt eingehen.

10.—20. Juni Geborene: Sie schwanken, wofür Sie sich entschließen sollen. Die Umstände sind im Augenblick stärker als Sie. Dem 15./16. III. sehen Sie mit gemischten Gefühlen entgegen. Immerhin stehen Sie nicht ganz allein da.

KREBS

21. Juni his 1. Juli Gehorene: Vorübergehend sollten Sie ein hißchen zurückstecken. Es muß nicht sein, daß Sie wegen leichtsinniger Kalkulation in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten. Ein unvorhersehbarer Zufall könnte Sie behindern.

2.—11. Juli Geborene: Wenn Sie es nur richtig anfassen, können Sie Beziehungen, die für Sie außerordentlich wertvoll sind, noch wesentlich enger gestalten. Die ganze zweite Märzhälfte ist ausnehmend günstig. Nützen Sie sie.

12.—22. Juli Geborene: Es müßte schon sehr merkwürdig zugehen, wenn es jetzt, wie Sie befürchten, zu Unstimmigkeiten mit Ihren Partnern käme. Der 13./14. III. verspricht einträglich zu werden. Am 18./19. III. kommen Sie nicht mit.

LÖWE

23. Juli bis 1. August Geborene: Im Augenblick sieht für Sie alles wieder ein wenig freundlicher aus. Sie stehen über der Sache. Freilich ist ein Schmerz noch nicht überwunden. Am 19./20. III. ergibt sich etwas Neues, was vorteilhaft für Sie ist.

2.—12. August Geborene: Vieles sieht danach aus, daß Ihnen der 13. III. eine gründliche Lektion erteilt. Und damit hat es noch längst nicht sein Bewenden. Für die nächste Zeit müssen Sie mit einem zermürbenden Kleinkrieg rechnen.

13.—23. August Geborene: Man spielt Ihnen übel mit. Am 13./14. III. werden Ihnen die Augen aufgehen. Alle privaten Dinge sollten Sie einstweilen zurückstellen. Am 15./16. III. schadete es nichts, wenn Sie sich anderweitig umsehen.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Es ist nicht ausgeschlossen, daß Sie am 14./15. III. für einige Zeit Abschied nehmen müssen. Insgesamt hat die Veränderung aher entschieden mehr Vorteile als Nachteile. Der 16./17. III. hietet Ihnen viel.

3.—12. September Geborene: Was nützt es, daß Sie Beziehungen anknüpfen, wenn Sie sie nicht pflegen. Ein hißchen mehr Aktivität stünde Ihnen jedenfalls gut. Am 16./17. III. ist es wichtig, daß Sie rechtzeitig da sind.

13.—23. Septemher Geborene: Man läßt Ihnen alle nur mögliche Förderung angedeihen. Vom 13./14. und 18./19. III. können Sie besonders viel erwarten. Ihre Vorschläge finden Billigung. Am 13./14. III. ist ein Gang umsonst.

WAAGE

24. Sept. bis 2. Oktoher Gehorene: In diesen Tagen verlangt niemand von Ihnen, daß Sie sich üher Gebühr anstrengen. Ein Unternehmen am 14./15. III. verläuft zu Ihrer Zufriedenheit. Auch am 19. III. gelangen Sie auf kürzestem Wege zum Ziel.

3.—12. Oktober Geborene: Auf eine offizielle Bestätigung werden Sie noch ein bißchen warten müssen. Tun Sie also nicht so, als ob Sie sie schon in der Tasche hätten. Käme man dahinter, hätten Sie eine Menge Ärger: 17./18. III.

13.—23. Oktober Geborene: Ihr Ruf ist etwas ramponiert. Jetzt kommen Sie aber wieder besser zur Geltung. Der 15./16. III. unterstützt Sie. Wenn Sie einen Rückschlag vermeiden wollen, müssen Sie am 18./19. III. sachlich bleiben.

SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Noch ist es für Sie am hesten, wenn Sie möglichst wenig in Erscheinung treten. Forderungen würden Ihnen doch nur abgeschlagen werden. Der 16./17. III. giht Ihnen einen Tip für die Zukunft. Der 19. III. ist schmerzlich.

2.—11. November Gehorene: Der Verlauf dieser Woche hängt sehr davon ah, wie diplomatisch Sie vorgehen. Eine Ungeschicklichkeit am 13. III. könnte bereits eine Explosion auslösen, an der alles dran ist. Bleiben Sie passiv!

12.—22. November Geborene: Jetzt holen Sie schnell auf. Sie dürfen jedoch nicht meinen, daß sich alles reibungslos abwickelt, selbst wenn Ihre Gegner am 18./19. III. nichts zu bestellen hahen. Ihr Ehrgeiz wirkt provozierend.

SCHÜTZE

23. Novemher bis 1. Dezemher Geborene: Sie machten sich falsche Hoffnungen, wenn Sie glauhten, die anderen gingen auf Ihre Forderungen bedingungslos ein. Am 14./15. III. hören Sie vielleicht sehr deutlich, wie man darüber denkt.

2.—11 Dezemher Geborene: Man möchte sich enger an Sie anschließen. Befragen Sie Ihr Gewissen, wie Sie sich dazu stellen sollen. Am 14./15. III. haben Sie es leicht, eine Entwicklung in Ihrem Sinn zu beeinflussen.

12.—21. Dezember Geborene: Ein Unternehmen hat sich gut angelassen und wird auch gut enden. Momentan stößt es aher unter Umständen auf erhebliche Schwierigkeiten. Am 15/16. III. erwartet man von Ihnen eine eindeutige Erklärung.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBURGER
GEBOREN ZWISCHEN 13. UND 19. MÄRZ 1955

Die Kinder, die in dieser Woche auf die Welt kommen, haben ihren eigenen Kopf. Nicht, daß sie unbelehrbar wären, aher sie lassen sich nicht durch die nächstbesten Argumente überzeugen. Genau so wenig denken sie daran, auf all und jeden zu hören. Sie haben einen unbändigen Wissensdrang. Leider ist damit die Gefahr verbunden, daß sie sich verzetteln, wenn Ihnen niemand zur Seite steht, der sie richtig zu nehmen weiß. Bei aller Eigenwilligkeit sind sie aher erfreulich unkompliziert. Eher machen sie aus einem Elefanten einen Floh als umgekehrt. Obwohl sie es verabscheuen, sich in Szene zu setzen, machen sie Eindruck. Sie wirken ausgesprochen suggestiv. Die Mädchen machen gesellschaftlich Karriere. Sie dürfen dem Glück vertrauen.

Goldzahn oder Reise

(FORTSETZUNG VON SEITE 51)

hält: er muß die Beweise seiner Unschuld finden. Er sucht nach den Vernehmungsprotokollen aus dem Jahre 1943, denn er glaubt nicht, daß sie alle vernichtet sind, von jedem waren ja fünf Kopien angefertigt worden. Sie allein können die Unglaubwürdigkeit Temmings und seine eigene Unschuld beweisen.

Überall fragt er, überall schüttelt man die Köpfe, in Hamburg, in Glückstadt und in Itzehoe. Im Februar 1952 wird ein neuer Haftbefehl gegen ihn ausgestellt. Er kann bereits wieder am Stock gehen, er ist gesund genug fürs Zuchthaus. Aber er meldet sich nicht. „Die Protokolle ..." Manchmal ist ihm, als jage er einem Phantom nach.

Der Haftbefehl ist schon ein paar Tage alt, da betritt er das Landesarbeitsamt in Kiel. Er hat kein Recht, einfach in die Registratur zu gehen. Darum zieht er sich den Mantel aus, legt den Hut ab, klemmt einen Bleistift hinters Ohr und drückt die Klinke zur Registratur. Der Beamte hinter der Barriere sieht gar nicht hoch, als der vermeintliche Angestellte des Arbeitsamtes geschäftig gelangweilt fragt: „Sind die Akten Temming 1943 da?"

Eifrige Finger lassen Karteien vorüberblättern, plötzlich halten sie eine Karte in die Höhe und die Stimme des Beamten sagt: „Ja, die liegen hier." Und als der Beamte den Kopf hebt, sieht er nur noch, wie die Tür von außen zuschlägt.

Hallwass hetzt nach Hause, er hat sich in Elmshorn vor der Polizei versteckt, die den Haftfähigen bereits sucht. Er wirft sich aufs Sofa und schläft vor Erschöpfung ein. Um 11 Uhr nachts klingelt das Telefon. Es ist sein Bruder aus Göttingen: „Das Überfallkommando war eben bei uns. Sie suchen dich." Mit dem ersten Frühzug fährt Hallwass nach Hamburg und holt seinen Anwalt aus dem Bett. Der sagt ihm, er solle gefälligst warten, bis die Bürozeit um 9 Uhr beginnt.

Drei Stunden lang humpelt Hallwass durch Hamburg-Ottensen. Um 9 Uhr geht er zum Anwalt, zu einem anderen. Und dann kann er beruhigt den Pförtner des Zuchthauses Rendsburg herausklopfen, denn er weiß, die Mauern müssen in Kürze fallen.

Sie fallen für ihn am 10. März 1951. Aber das Gericht läßt sich Zeit mit dem Wiederaufnahmeverfahren. Die Richter brauchen 27 Monate. Dann steht Hallwass wieder vor der Ersten Großen Strafkammer Itzehoe. Sie sind alle wieder da. Der Dr. Temming, sein Gestapofreund Adolf Heuck und der Putzer Max Schiller. Aber das Blatt hat sich gewendet, die Akten aus dem Jahre 1943, die der geübte Kriminalist Heinrich Hallwass im Kieler Landesarbeitsamt aufstöberte, beweisen selbst den Itzehoer Richtern, daß Hallwass unschuldig durch das Komplott Temming und seiner Anhänger ins Zuchthaus kam. Auf den Vernehmungsprotokollen des Dr. Temming, die Gestapoleiter a. D. Heuck angeblich vernichtet haben wollte, steht einwandfrei als Vernehmender die Unterschrift von Heuck. Und als der Richter — es ist diesmal Landgerichtsdirektor Rostock — den Oberlaboranten und ehemaligen Putzer Max Schiller auffordert, ihm die Sätze im Protokoll zu zeigen, zu denen er von Hallwass angeblich erpreßt worden sei, bleibt dem Schiller die Sprache im Halse stecken. Hallwass wird freigesprochen. Aber auch der merkwürdige Ausgang des Sittenverfahrens im Jahre 1949 wird kurz beleuchtet. Und Landgerichtsdirektor Becker sagt als Zeuge:

„Dr. Temming hätte damals nicht freigesprochen werden dürfen."

Heinrich Hallwass ist jetzt 41 Jahre alt, und durch sein Haar ziehen sich graue Fäden. Er ist wieder als Referendar beim Hanseatischen Oberlandesgericht in Hamburg tätig. Eine Haftentschädigung ist ihm grundsätzlich zugesprochen, aber die vier verlorenen Jahre gibt ihm niemand zurück.

Und hier muß unser Bericht abbrechen. Wir können noch nicht von den Prozessen berichten, die gegen den Chemiker Dr. Temming aus Glückstadt an der Elbe, gegen seinen Oberlaboranten Max Schiller, der miettrei bei ihm wohnt, gegen Guttenberg und den Gestapoleiter a. D. Adolf Heuck anzustrengen sind wegen falscher Anschuldigung, Freiheitsberaubung und Prozeßbetruges.

Denn diese Prozesse haben noch nicht stattgefunden.



NA PROST. In den „Alabama News" erschien kürzlich folgende Anzeige: „Wir grüßen als Vermählte! John Rum und Mary Rum geborene Kark!"

*

GETEILTES LEID. In Kapstadt/Südafrika, erschien dieser Tage eine bildschöne junge Dame in einem Pelzgeschäft und suchte sich einen Mantel aus, der 85 Pfund (etwa 1000 DM) kostete. Dann bat sie den Pelzhändler, er möge den Mantel zurücklegen, sie käme gleich mit einem Freund vorbei, der ihr den Mantel schenken wolle. Gleichzeitig bat sie, er möge den Preis des Pelzes mit 40 Pfund angeben. Kurz darauf erschien sie in Begleitung des besagten Freundes, der den angeblichen Preis von 40 Pfund bezahlte. „Den Mantel hole ich mir nachher ab", sagte die junge Dame und zwinkerte dem Pelzhändler vergnügt zu. Der staunte nicht schlecht, als die Schöne nach zwei Stunden mit einem anderen Kavalier erschien und zu diesem sagte: „Das ist der Pelz, den ich so gerne haben möchte; und denk' dir, so billig ist er, er kostet nur 45 Pfund." Der ahnungslose, galante junge Mann zahlte, und strahlend nahm sie ihren Mantel in Empfang.

*



KAHL-KOKOTTE. Aus Wut über ihr strohiges Haar ließ sich eine dreißigjährige Frau aus Schleswig eine Glatze scheren. Sie sagte, sie habe es nicht mehr mitansehen können, daß andere Frauen so schöne Haare hätten. „Ich will lieber mit einer Glatze herumlaufen, dann schaut man mir wenigstens nach."

*

EHEGLÜCK GERÄDERT. In Sunderland (Nordengland) hat eine Autobusgesellschaft eine Vorschrift erlassen, wonach es verheirateten Paaren verboten ist, gemeinschaftlich auf einem Bus die Funktionen des Fahrers und Schaffners innezuhaben. Mit fortschreitender Emanzipation hatte sich dies immer mehr eingebürgert, bis schließlich infolge zahlreicher ehelicher Auseinandersetzungen der gesamte Fahrplan durcheinander geriet.

*

NUR MUT. Ein Einbrecher, der bei einem seiner Raubzüge einen Zwerghahn zurückließ mit einem Schild um den Hals: „Bis zum nächsten Jahr zurückgestellt", hatte abendrein den Mut, eine motorisierte Polizeistreife auf der Landstraße um Mitnahme nach Braunschweig zu bitten. Seine Erklärung, er wolle dort seine gestohlenen Gänse verkaufen, hielten die Polizisten für einen Scherz und beförderten ihn unbehelligt nach Braunschweig.

*



LEBENSLAUF. Ein achtzigjähriger Professor der Zoologie hielt an der Universität Gent seine Abschiedsvorlesung. Mit erhobener Stimme schloß er: „Ziehe ich die Summe meiner den Kleintieren gewidmeten Arbeit, so kann ich mit Genugtuung sagen: Der Traum meiner Jugend waren die Eingeweidewürmer; den Abend meines Lebens verschönten Wasserflöhe."

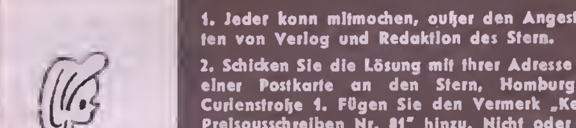
*

HUNDESTEUER. Weil ihm sein Führerschein entzogen worden war, beantragte Ben Miller in Glasgow einen solchen für seinen Hund Cilly. Er gab Namen, Anschrift, Geschlecht, Alter und Farbe der Haare und Augen genau an und erhielt auch prompt den Führerschein. Jetzt soll er allerdings 50 Pfund Strafe dafür zahlen.

*

TAXIGIRLS. Nachdem das Taxiunternehmen Myers in New York zur Geschäftsbelebung 40 junge, hübsche Fahrerinnen angestellt hatte, sah sich jetzt der smarte Mr. Myers gezwungen, alle Damen bis auf eine zu entlassen. Der Grund: Die Mitglieder der Frauenverbände protestierten dagegen und stellten fest, die hübschen Taxichauffeusen untergrüben die Moral der nächtlich heimkehrenden, angeheiterten Ehemänner.

GEWINNE MIT



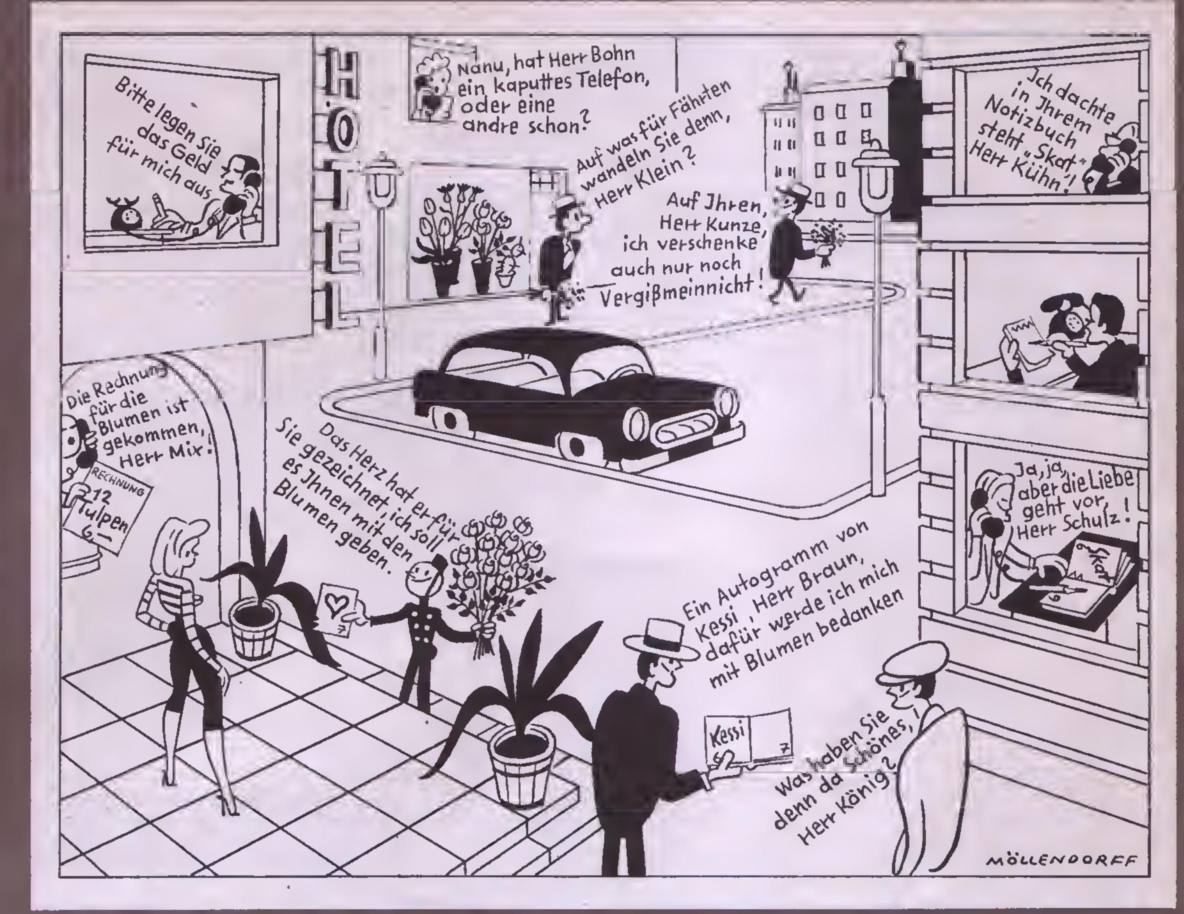
BEDINGUNGEN:

1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern.
2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an den Stern, Hamburg 1, Curienstraße 1. Fügen Sie den Vermerk „Kessi-Preisausschreiben Nr. 81" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück.
3. Einsendeschluß für das 81. Preisausschreiben ist der 16. März 1955. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.
4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost. Gehen weniger zutreffende Lösungen ein, als Preise vorgesehen sind, so werden die nicht vergebenen Preise in der darauffolgenden Woche mit verteilt.
5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.



1000,- DM Preise

1. Preis .... DM 250,— bar
2. Preis .... DM 100,— bar
3. Preis .... DM 50,— bar
4.-100. Preis je 1 Stern-Buch



Kessi-Preisfrage Nr. 81: Wie heißt der Herr, der Kessi durch den Boy Blumen schickte? Scharfblick genügt!

Hauptgewinn nach Brake

ERGEBNIS DES KESSI-PREISAUSSCHREIBENS NR. 78

Sehr groß war diesmal die Beteiligung der Kessi-Freunde. Auch diejenigen, die den Film nicht kennen, waren durch das angeschnittene Titelwort auf dem Filmplakat in der Lage, die Lösung der Preisfrage zu finden. Sie lautet: „Geständnis unter vier Augen." Wieder mußte das Los über die Verteilung der Preise entscheiden.

Die glücklichen Gewinner sind:

1. Preis DM 250,— bar: Werner Morten, Brake/Unterweser
2. Preis DM 100,— bar: Mathilde Mildenberger, Herschweiler-Dettersheim (Kr. Kusel/Pf.)
3. Preis DM 50,— bar: Liselotte Palzin, Hamburg-Lokstedt

Die Gewinner der Preise 4—100 erhalten je ein Stern-Buch, das diesen durch die Post zugestellt wird.

Gestatte...

Ich komme vom...

Der Mann aben rechts, Walter Thiele, war der Mognet für die 16jährige Helga Fuchs aus Wiesbaden. Drei Tage und drei Nächte trampte sie über die Autastraßen nach Narden, um für ihre Schulfreundin Irmgard Ober einzuspringen und in Lübeck Unterwäsche var Barbesuchern varzuführen. Freundin Irmgard durfte nicht mehr, sie ist zu jung, ihr Auftreten war van der Kripa verbaten. Nach Hause kannte Irmgard allerdings nicht, ihr tehlte das Fahrgeld. Auch Irmgard-Ersatz Helga war nicht in der Lage, es varzustrecken, denn sie besaß nicht einmal genügend Geld für das Brietporta, um ihren Eltern mitzuteilen, wohin sie verschlagen war. Ihre Nohrung an zwei oufeinanderfalgenden Tagen bestand aus einem einzigen Stückchen Kuchen.

So saß denn Helga, 1,64, blaugraue Augen, als jüngstes Opfer der Thieleschen Betriebsamkeit in Lübeck. Walter Thiele veranstaltete dort eine Wäscheschau. Er ist 33 Jahre. Sein Vater, behauptet er, wor Architekt in Berlin, er selber wäre Kadett gewesen und anschließend Filmkriegsberichterstatter. Bei dem Berliner Zeitungswissenschattler Prof. Dr. Emil Davifat will er als Jaurnalist ausgebildet warden sein.

Der vielseitige junge Mann nennt sich selber Autar, Regisseur und Kameramann. Seit mehr als 14 Jahren wirke er „im Dienst des Filmnachwuchses". Thiele hat demnach im Alter van 19 Jahren mit dieser Tätigkeit angefangen. Im Kriege fabrizierte er nach eigener Aussage einen van ihm selber als wertvall bezeichneten Kulturfilm „Menschen im Licht". In dem damaligen allgemeinen Dunkel ist er nicht fertig geworden. Nach dem Kriege schlug er sein Hauptquartier in der Gutleutstraße 294 in Frankfurt am Main auf. Dart entstanden der „Fachverband für Mannequins, Fatamadelle und Filmnachwuchs", eine „Fernseh-Film-Kammandit-Gesellschaft" und eine „Charmeschule in der Starlet-Film-Company". Starlets sind kleine Sterne am Filmhimmel, ihnen gilt, siehe oben, das Lebenswerk Thieles. Dozu gründete er einen „Internationalen Presse-Dienst" (ipd) und gab pra Stück für 1,50 DM die Starlethefte heraus, in denen er sich und seine Unternehmungen anpreist. Sie alle wallen der Film-, Bühnen- und Charmeausbildung dienen. Die Grundlage bildet die van Thieles Ehetrau Sascha geleitete Charmeschule gegen ein Mindesthanarar van 95 DM für einen Zweiwachenkursus.

Dem Ganzen gab er durch selbstvertertigte Ausweise den Stempel der Seriasität. Er verteilte wertlase Diplame für Absolvierung seiner Kurse und Presseausweise des ipd. Vorsichtigerweise legt er sich in den Texten niemals fest. So erhielt z. B. jede Teilnehmerin der Charmekurse zum Schluß



Die erste von rechts, *Irmgard Ober, durfte in Lübeck nicht mehr in Thieles nächtlicher Wäscheschau auftreten. Manager Clement (Bild oben), 22 Jahre, holte dafür eine Negerin und die 16jährige Helga Fuchs als Ersatz. Die versprachene Gage wird nicht gezahlt. Bei Thiele ist das Rampenlicht wichtiger als das Mittagessen* **FOTOS: JARVIN**

en, Thiele

Film und suche Stars



eine „Bestätigung über den Besuch des Studios und kann sich bei eintretenden Vakanzen nach Eignung bewerben". Das ist eine demokratische Freiheit, die jedem Bürger schon durch das Grundgesetz garantiert wird.

Der vielseitige „Nachwuchsförderer" wurde zwischendurch wegen Verbreitung pornografischer Literatur erst zu 400, dann zu 800 Mark Geldstrafe verurteilt. Außerdem verkaufte er Bildstreifen mit kirchlichen Themen an zahlreiche Pfarrämter. Die Hauptsache aber war seine Kartei der filmwütigen jungen Mädchen. Angeblich sind 24 000 bei ihm eingetragen. Und da er offenbar keine 24 davon bei Film und Fernsehen unterbringen kann, geht er mit einigen Auserwählten auf Reisen durch Westdeutschland und läßt blutjunge Mädchen Damenwäsche in Nachtbars vorführen.

Hamburg—Lübeck—Kiel hießen die letzten Etappen der Thieleschen Wäschemodeschauen. Die Polizei holte ihm einige seiner Starlets fort, leider nicht alle. Die Lücken wurden aus der Kartei der 24 000 ersetzt.

Thiele macht seine Geschäfte mit der Sehnsucht der jungen Mädchen, einmal im Rampenlicht stehen zu dürfen. In einem Starletheft preist er auch unverfroren „unseren großen Bruder, den Stern, die bedeutende Illustrierte, der wir ein gutes Schwesterchen sein wollen". Unverfrorenheit siegt, ist die Methode dieses Seelenverkäufers in Damenwäsche. Wir danken für das Schwesterchen. Seinen geistigen Vater des „Starlet" hole — der Staatsanwalt.



Die Stenzels haben viel aufzuholen ...

(FORTSETZUNG VON SEITE 14)

über allem wachte, die Arbeit verteilte und einsprang, wa es nicht weitergehen wollte.

Sa war es auch an diesem Abend. Der Vater hatte kurz nach acht das Haus verlassen, um zur Gemeinderatssitzung ins Darf zu gehen, die Mutter brachte im Erdgeschaß die Kleinen zu Bett und die Graßen saßen aben in der Kammer und webten. Sie arbeiteten schweigend. Sie hatten sich nichts zu erzählen, denn sie erlebten nichts. Sie hatten keine Zeit, mit den anderen im Darf zu spielen. Sie mußten arbeiten. Aus hungrigen Mäulern schrien ihre kleinen Geschwister die Armut ihrer Eltern in die Nacht und zu ihnen herauf.

Günther, der 14jährige, strahlte: „Hier seht, das wird ein prima Varhang." Er klapfte auf die Bastmatte, die er saeben fertiggestellt hatte. Dann stand er auf, um aus der Ecke, wa die Varräte lagerten, neues Material zu halen. Die anderen kümmerten sich nicht um ihn, sie saßen über ihre eigene Arbeit gebeugt. Und sie hielten es zuerst für wichtigtuerisches Geschwätz, als Günther erstaunt rief: „Hier raucht's ja."

Ehe die anderen die Gefahr erkannt hatten, züngelten bereits die Flammen aus den Bastfäden, die neben dem Ofen lagen. Horst stieß seinen jüngeren Bruder beiseite, riß das trackene Zeug auseinander und schlug mit blaßen Händen in die Flammen, um sie nach zu ersticken. Aber es war bereits zu spät. Das Feuer sprang auf den nächsten Haufen über, lief die Fäden entlang, als wären sie Zündschnüre. In Sekundenschnelle fraßen sich die Flammen zu den Webstühlen empar und begannen nach den Schwestern zu greifen, die noch immer schreckerstarrt auf ihren Stühlen saßen. Die vier Meter graße Kammer war zur Hölle gewarden.

Der Qualm, der jede Ecke des Raumes erfüllte, drahte sie zu ersticken. Harst wurde schwindlig. Seine Augen tränten, er kannte nichts mehr sehen. Er taumelte an die Wand und suchte tastend mit den Händen nach der Tür. Wie wahnsinnig fuhren seine Finger über die Kalkwand. Sie faßten in einen Ritz, und Harst dachte, er hätte die Tür gefunden. Er warf sich dagegen, aber es war nur die rissige Wand. Wie aus weiter Ferne härte er einen erstickten Schrei: „Hilfe, ich brenne." Es war seine Schwester Inge, und neben ihr rief Ursula jetzt nach der Mutter. Harst fand sie zuerst. Das Mädchen sank hilflas in seine Arme, als er sie vam Webstuhl wegzag. Er schleppte sie über den brennenden Baden zum Fenster. Er riß es auf und stieß die Fensterläden zurück. Die kalte Luft, die ihm ins Gesicht schlug, gab ihm neue Kraft, während hinter seinem Rücken die Flammen durch den Luftzug um so häher schlugen. Er hab die Ursel auf die Fensterbank. Sie klammerte sich an das Fensterkreuz. Er stieß ihre Hände weg. Sie fiel sieben Meter tief auf den steinernen gefrarenen Baden.

Die Flammen sengten seine Schuhe. Er zag sich die Jacke gegen die Glut über den Kapf, sprang in das Zimmer zurück und faßte nach seiner Schwester Inge. Sie war schan ahnmächtig, als er sie zur Fensterbank zog. Er härte nicht den dumpfen Tan, mit dem ihr Kärper unten aufschlug.

Sein Bruder Günther kam zum Fenster gekrochen. Horst half ihm hach. Und der Junge



Nicht satt *zu bekammen sind die hungrigen Mäuler. Mutter Stenzel bekam 14 Kinder, 11 davan sind nach zu Haus. Und die größeren unter*



Vor dem Tode gerettet *hat der 16jährige Harst seine Schwestern Inge (rechts) und Ursel. Als das Haus brannte, warf er sie aus dem Fenster*



„Hier raucht's ja", *hatte Günther seinen Geschwistern zugerufen. Dach zum Läschen war es zu spät. Auch Günther erlitt schwere Brandwunden*



ihnen müssen durch Bastweben mithelfen, das tägliche Brot zu verdienen. Ein Brand, der alle Vorräte vernichtete, vergrößerte jetzt noch die Not



Aus sieben Meter Höhe *sprangen die Geschwister durch dieses Fenster ins Freie. Horst zwang sie dazu und rettete damit ihr Leben* **(FOTOS: Sedlak)**

sprang seinen Schwestern nach. Durch das Fenster verzog sich langsam der Qualm, aber das Feuer wütete immer weiter. Horst wischte sich den Schweiß von den Augen. Da sah er die Tür. Auch sie brannte bereits. Er hatte kein Gefühl mehr in den Fingern, als er sie aufdrückte. Seine Knie zitterten, während er sich halb über das Treppengeländer gelehnt nach unten tastete, nachdem er sich Schuh und Strümpfe von den Füßen gerissen hatte.

Er sah unten die Mutter hilflos über die Geschwister gebeugt und hörte sie sagen: „Wenn bloß ein Telefon in der Nähe wäre." Er sah nicht mehr die Nachbarn herbeieilen und hörte nicht mehr, wie sie die Pumpe im Hof in Bewegung setzten. Er lief schon über die Straße, quer über die Felder zum Dorf. Er lief, bis er unter den Bäumen des Waldstücks zusammenbrach.

*

Er wußte nicht, wie lange er im Schnee gelegen hatte. Es konnten aber nur Minuten sein. Die Kälte, die mit tausend spitzen Nadeln in seine nackten Füße stach und die verbrannten Hände peinigte, ließ ihn wieder erwachen, und in seinen Ohren klang noch immer das hilflose Wehklagen der Geschwister. Es trieb ihn weiter, dem Licht entgegen, das in der Küche der Gastwirtschaft brannte.

Die Frau des Heinrich erschrak so, daß sie nur sprachlos starren konnte, als der Junge mit rußgeschwärztem Gesicht zur Tür hereinwankte und atemlos berichtete, was vorgefallen. Er kam noch bis zur Holzbank, dann sank er zusammen und er hörte nicht mehr, wie im Dorf die Feuersirene heulte, der Traktor mit der Spritze über die Dorfstraße rumpelte, dem Vater Stenzel nach, der allen voran nach Hause zum Weiler Loh hetzte.

*

Die Reisenden, die ihre Gesichter an die Abteilfenster drückten, erkannten, als der D 116 eine Landstraße überquerte, hinter den Schranken die Scheinwerfer eines wartenden Autos, über dessen Windschutzscheibe das Wort „Krankenwagen" leuchtete.

Es war 21.30 Uhr, jene Zeit, in der die Kinos mit dem Hauptfilm beginnen, die letzten Gäste zu den Parties erscheinen, die Rundfunksprecher sich auf die Nachrichtensendung vorbereiten und Millionen Menschen gerade dabei sind, ins Bett zu gehen. Sicher dachten die Reisenden des D 116, die den Krankenwagen sahen, für ein paar Minuten darüber nach, welchem Ziel der Wagen zustrebte. Aber dann horchten sie wieder auf das vertrauenerweckende Geräusch der schlagenden Räder, das sie in Sicherheit wiegte, und sie suchten sich eine weiche Stelle im Rückenpolster.

Sie konnten ja nicht ahnen, was sich im Hause des Bastwebers Stenzel abgespielt hatte, während ihr Zug in einer langen Kurve den Frankenwald durchfuhr. Sie hatten mit dem Bastweber Stenzel und seinem Schicksal nichts zu tun, und niemand konnte ihnen eine Schuld zusprechen.

Sicher würden sogar einige von ihnen in die Tasche greifen und nach einem Markstück angeln, wenn die 14 Kinder des Bastwebers an ihre Tür pochen würden. Denn die Stenzels haben zum Überfluß aller Armut jetzt auch noch ein brandzerstörtes Haus. Den Lohn einer ganzen Woche und den Bast für einen ganzen Monat hat das Feuer gefressen. Aber die Stenzels betteln nicht. Sie weben Bast, mehr denn je, denn sie haben viel aufzuholen. ✶

DER STAR-KASTEN

Albin Skoda spielt bekanntlich in dem Film über Hitlers letzte Tage „Der letzte Akt" die Rolle Adolf Hitlers. Neulich wurde er von Reportern angesprochen, warum er diese Rolle übernommen habe. „Wissen Sie", sagte Skoda, „Hitler hat mich 1938 um mein Auto gebracht. Jetzt bringt er mir eins ein."

*

Friede Birkner, eine der beiden Töchter der Romanfabrikantin Hedwig Courths-Mahler, macht ihrer Mutter alle Ehre. Sie stellte in diesen Tagen ihren 80. Roman fertig, der unter dem Titel „Ein ganz reizender Gedanke" erscheinen wird. Die zweite Courths-Mahler-Tochter Margarete Elzer, die das Hedwig-Courths-Mahler-Sekretariat leitet, brachte es bis jetzt auf 48 Romane. Beide Zahlen werden jedoch durch das Lebenswerk von 204 Romanen übertroffen, die ihre Mutter Hedwig Courths-Mahler verfaßte. Die literarische Anerkennung erfuhr Friede Birkner durch das Angebot der Wiener Nationalbibliothek, Aufzeichnungen von ihr in die Handschriftensammlung bekannter Autoren der Nationalbibliothek aufzunehmen.

*

Ursula Thieß besuchte ihre Mutter in Hamburg. Ihr um 30 Stunden verspätetes Eintreffen hielt die Presse tapfer durch. Dann kam sie und rauschte in einem Opel, den ihr eine Autofirma gepumpt hatte, davon. Viele Freunde aus der Zeit 1947 bis 1951 machten lange Gesichter, weil Ursula sie übersah. Es ändern sich die Zeiten. Oder sollte sie vergeßlich geworden sein an der Seite ihres 15 Jahre älteren Gatten Robert Taylor?

*

Marion Anderson, die große Negersängerin, wurde während ihrer Europatournee vom schwedischen Königspaar gefragt, wie sie zu ihrem skandinavischen Namen gekommen sei. Sie antwortete: „Mein Großvater war noch Sklave eines schwedisch-amerikanischen Farmers namens Anderson. Während der Sklavenbefreiung schenkte er ihm nicht nur die Peitsche, die bis dahin als Strafinstrument gedient hatte, sondern zur persönlichen Anerkennung auch seinen Namen."

*

Roberto Rosselini hat die in der Weltpresse aufgetauchten Meldungen über private Differenzen zwischen ihm und seiner Gattin Ingrid Bergman sehr übelgenommen. Roberto hat aber eine Erklärung dafür: „Ich habe oft den Eindruck gehabt, daß meine römischen Regiekollegen und einige Produzenten mir neidisch sind. Aus ihren Blicken entnahm ich oft die erstaunte Frage: Was hat dieser unscheinbare Mann nur an sich, daß er einer Frau wie Ingrid Bergman gefallen konnte?" Die Folge davon ist, daß Rosselini seine Filme mehr und mehr außerhalb Italiens dreht.

*

Ewald Balser bedurfte des großen Erfolges seines „Sauerbruch"-Filmes, um an der Filmbörse wieder ganz hoch zu steigen. Nach dem „Oberst Redl" wartet die wohl größte und schönste Aufgabe seiner Karriere auf ihn: Balser wurde für die Titelrolle in der Neuverfilmung des „Herrscher" verpflichtet, mit der einst Emil Jannings seinen Weltruhm begründete.

*

Ava Gardner hat ihre Liebesromanze mit dem spanischen Stierkämpfer Luis Miguel Dominguin verspielt. Luis will im März die italienische Filmschauspielerin Lucia Bosè heiraten. Sie macht sich allerdings nichts aus Stierkämpfen. Ihre Hobbies sind reiten und paddeln.

*

Marianne Koch, Filmschauspielerin, Kinderärztin und Ehefrau eines Arztes (sie spielt in dem Film „Ludwig II. die Sophie von Österreich), schrieb gemeinsam mit Konstantin Prinz von Bayern einen Filmstoff unter dem Titel „Die unsterblichen Schönen" (die Schönheitsgalerie Ludwigs I.). Ihr eigener Kommentar: „Nach Ludwig II. nun Ludwig I., denn ich finde, ohne den I. kann man den II. nicht begreifen."

*

Ingeborg Schöner, eine Wiesbadener Realschülerin, die im Sommer vergangenen Jahres von der Straße weg eine Filmhauptrolle erhielt, steht jetzt zum zweitenmal vor der Kamera. Drehbeginn ein Tag nach der schriftlichen Abiturientenprüfung Ingeborgs. Das hessische Kultusministerium mußte entscheiden, ob Ingeborg das Filmangebot akzeptieren durfte und die mündliche Abituriumsprüfung nach Beendigung der Dreharbeiten zu dem „Dunklen Stern" nachholen kann. Schon nach kurzer Zeit war die Genehmigung da. Ingeborg fuhr nach München und filmte. Jetzt wartet die mündliche Prüfung auf sie.

*

Ernst Legal, bis vor zwei Jahren Intendant der Staatsoper im Ostsektor von Berlin und Mitwirkender in dem westdeutschen Schell-Borsche-Film „Es kommt ein Tag", hat seine Lebenserinnerungen beendet. Auch der 80jährige Film- und Bühnenveteran Jakob Tiedtke hat seine Memoiren beendet, desgleichen der charmante Operetten-Däne Max Hansen, der Marika Rökk-Gatte und Regisseur Georg Jacobi und der Schlagerkomponist Peter Kreuder.

FLIRT *oder große Liebe? Georg Adenauer, der Sohn des Bundeskanzlers, verliebte sich auf einem festlichen Ball in der kleinen schwedischen Stadt Karlskrona in die reizende blonde Schwedin Ulla-Britta Jeansson*



Vor Gott ein Paar

Obwohl er wußte, daß das Paar Ludwig Stallhofer und Anna Waltzhofer standesamtlich nicht verheiratet war, traute Pfarrer Neun sie in der Kirche von Altötting. Der Stern berichtete darüber in Heft 6/55. Der Staat war empört über die Mißachtung seiner Gesetze. Aber das bischöfliche Ordinariat in Passau verteidigte den mutigen Pfarrer. Da Anna Waltzhofer durch eine amtliche Trauung die Witwenrente verlieren würde — von der das Paar in seinem kleinen Haus in Tann lebt (unten) —, läge ein „schwerer sittlicher Notstand" vor. Die Kirche sei also berechtigt, nach Artikel 26 des Reichskonkordates, ihre Trauung vor der standesamtlichen durchzuführen. Jetzt intervenierte Bundesinnenminister Schröder beim Vatikan, das Wort Notstand beziehe sich nur auf fehlende Heiratsdokumente.



Das tapfere Schneiderlein

„Ich zahle nur für meine eigenen Kinder", sagt Heinrich Leers - doch die Richter sind anderer Meinung



„Ich will mein Recht, und sonst gar nichts", sagt Heinrich Leers. Seine Frau und die Kinder versorgt er durch gering bezahlte Heimarbeit

Der 34jährige Schneider Heinrich Leers aus Schwarzenbeck östlich von Hamburg wird keine Freude mehr an seinem Leben haben. Er ist schuldlos in das für ihn unentwirrbare Gestrüpp der Paragraphen und Gesetze hineingeraten. Sein Schicksal wird es sein, Jahr für Jahr monatelang ins Gefängnis gehen zu müssen. Grund: Heinrich Leers weigert sich vorsätzlich und fortgesetzt, Unterhaltungsgeld für ein Kind zu zahlen, dessen Vater er nicht ist. Hier ist seine Geschichte: Im Jahre 1940 war Heinrich Leers Soldat. In Potsdam lernte er das Mädchen Lucie kennen, verliebte sich bis über beide Ohren in sie und machte ihr bald einen Heiratsantrag. Lucie gestand ihrem neuen Freund, daß sie ein Kind von einem anderen erwarte, der sie schmählich sitzenließ. Heinrich war verliebt und großzügig und führte sie trotzdem zum Traualtar. Bald kam das Kind des andern zur Welt, später noch ein eheliches. Immerhin hatte Heinrich der Ordnung halber dem Vormundschaftsgericht in Potsdam angekündigt, daß das erste Kind nicht sein eigenes sei. Heinrich Leers machte den Krieg bis zum bitteren Ende mit und kam 1946 aus der Gefangenschaft nach Hause. Inzwischen hatte sich Lucie mit einem anderen Mann „getröstet". Heinrich reichte die Scheidung ein. Gleichzeitig protestierte er gegen das erste Kind. „Den Protest können Sie erst nach der Scheidung anbringen", sagte sein Rechtsanwalt. Diese Auskunft war falsch. Heinrich Leers versäumte die gesetzliche Anfechtungsfrist. Natürlich zahlte er nicht für das fremde Kind. Warum sollte er auch? Doch Lucie verklagte ihren geschiedenen Mann auf Unterhaltungszahlung. Die Richter mußten Heinrich Leers verurteilen, weil er als der „gesetzliche Vater" gilt. Zweimal hieß es: drei Monate Gefängnis. Zweimal rettete ihn eine Amnestie. Doch jetzt wurde Heinrich zum drittenmal verurteilt, zu sechs Wochen Gefängnis, und diese Strafe muß er verbüßen. „Es geht mir gar nicht um die Zahlungen, es geht um mein Recht", rief Leers seinen Richtern zu. Er hat wieder geheiratet. Er weiß nicht, was aus seiner Frau und den beiden Kindern werden soll, zu denen bald ein drittes kommt. Denn Heinrich Leers will sein Recht durchsetzen — selbst dann, wenn er Jahr für Jahr ins Gefängnis wandern muß.



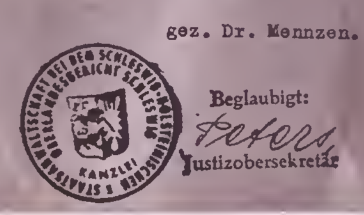
Der kleine Klaus Dieter ist das Streitobjekt



Das ist Lucie, *die geschiedene Frau von Heinrich Leers. Auch sie ist jetzt wieder verheiratet und lebt in Heilbronn. Obwohl Leers nichts mit dem Kind Klaus Dieter zu tun hat, wird er von Lucie durch ständige Anzeigen ins Unglück getrieben*

ren Verenlaesung zugefertigt worden. Ich eehe keinen Anlese in Abweichung von der Entscheidung des Obersteeteenwelts in Lübeck die Erhebung der Anfechtungsklege anzuordnen. Wie der Obersteeteenwelt in eeinem Bescheid vom 31.10.1952 bereits eingehend dergelegt het, liegt die Durchführung einer Anfechtungsklege weder im öffentlichen Interesse noch im Interesse des Kindes. Nur denn eber wäre der Oberstestsenwelt zur Erhebung der Anfechtungsklege berechtigt, nachdem Ihr Ehemenn von der ihm ursprünglich gegebenen Möglichkeit keinen Gebreuch gemecht hat.

gez. Dr. Mennzen.



Der Oberstaatsanwalt will nicht, *daß der ungerechtfertigte Leidensweg des Heinrich Leers ein Ende nimmt. Er hat Glück und Unglück des „ewigen Angeklagten" in der Hand. Nur er kann, nachdem die gesetzliche Frist für Leers abgelaufen ist, die Erhebung der Anfechtungsklage anordnen. Aber der Oberstaatsanwalt bestreitet das „öffentliche Interesse" an dieser Klage. Sicher, man hat ja den „gesetzlichen Vater", und der muß zahlen – oder er muß ins Gefängnis wandern. Die Paragraphen siegen – und die Gerechtigkeit trauert*



Der neue Vater *von Klaus Dieter ist ein Lette. Er hat zwar Lucie geheiratet, aber für ihr Kind will er nicht sorgen. Statt dessen läßt er es zu, daß Heinrich Leers den hoffnungslosen Kampf weiterkämpft und dabei zugrunde geht*





GLÜCK IM UNGLÜCK *hatte die 45jährige Mrs. Gertrude Wippert aus New York. In beschwingter Laune hatte sie – van einem anregenden Kaffeekränzchen kammend – ihren Straßenkreuzer die Uferstraße des East-River hinuntergefahren. Plätzlich lief ihr ein Hund var die Räder. Mrs. Wippert riß das Steüer nach rechts, durchbrach das Schutzgitter und sauste mit ihrem Wagen auf das Wasser zu (links). Jedach – das Auta blieb im Gitter hängen, sa daß die Palizei eine leicht verwirrte Mrs. Wippert fast tracken an Land ziehen kannte (rechts)*



AUF DIENSTLICHEN BEFEHL *mußte sich jetzt der kanadische Saldat Aimé Casavant einen Schnurrbart wachsen lassen. Der zwanzigjährige Aimé dient zusammen mit seinem Zwillingsbruder Jaseph bei einer Einheit in Werl (Westfalen). Beide gleichen sich wie ein Ei dem andern; wenn der eine mal seine Freundin sehen wallte, vertrat ihn der andere beim Stubendienst. Leider wurden beide jetzt erwischt. Aimé mußte Bartträger werden. Aus war der Traum van Freiheit, Gleichheit und Zwillingsbrüderlichkeit*



MILLIONENWERTE VERROTTEN *in den feuchten Gewälben des Marburger Schlasses. Hier lagern 250 000 Bände der ehemaligen Preußischen Staatsbibliathek, die im Kriege evakuiert wurde. 1,7 Millianen Bände wurden aus Bergwerksstallen nach Marburg gerettet. Doch hier ist nicht genug Platz für dieses unersetzliche Geistesgut. Dr. Cremer (links), der Leiter der Bibliathek, bemüht sich verzweifelt, dieses kastbare Erbe des taten Landes Preußen zu retten*





DER HIMMEL LEUCHTETE *orangerot über dem gigantischen Rathaus von Los Angeles, während 480 km entfernt die fünfte Serie der amerikanischen Atomwaffenversuche in der Nevada-Wüste abrollte. Moderne Atomgranaten wurden erprobt (links). Mehr als 9000 Soldaten nahmen teil und 12 Rundfunksender warnten die Bevölkerung vor dem tödlichen Atomstaub. Den Höhepunkt bildete die zweite Atombombenexplosion dieses Jahres. Auf einem 300 m hohen Turm detonierte ein Sprengkörper mittlerer Größe von etwa der gleichen Sprengwirkung wie 20 000 Tonnen Dynamit. Sachverständige saßen nur 4 km entfernt in Schutzgräben. Den Lichtschein sah man noch in San Franzisko, das so weit ab von dem Übungsgelände gelegen ist wie Hamburg von München. Und in Los Vegas, 120 km entfernt, bebten 7 Minuten nach der Explosion die Häuser* **FOTOS: ap, Keystone**





Vom stärksten Regen in die Traufe

können Sie mit den neuen australischen Sommerkleidern kommen, ohne daß sie auch nur das Geringste von ihrer Schönheit einbüßen. Noch reizvoller ist natürlich die Methode von Jane und Ellen. Nach der Arbeit fahren sie hinaus ans Wasser und springen mit den Kleidern in die verlockend kühlen Fluten (links). Nach dem erfrischenden Bad haben sich die Mädchen und die Sommerfähnchen von allen Strapazen der langen Wagenfahrt und dem Straßenstaub erholt. Während Jane und Ellen sich noch wohlig in der Sonne aalen, trocknen die Kleider schon auf dem Gartenzaun (rechts). Für den Heimweg und das Gartenfest am Abend sind sie dann wieder wie taufrisch und duftig von der Sonne gebügelt (oben). — Diese Wunderkleider sind das Geschenk des Sommers an die Frauen. Die australische Baumwollindustrie brachte solche Stoffe in dreitausend verschiedenen Mustern auf den Markt. Vom Morgenrock bis zum Abendkleid läßt sich alles daraus schneidern. Ein kaltes Bad und etwas Sonne machen jedes Kleid wieder neu.





Dafür: Barbro Alving

Dagegen: Stig Ahlgren

Ingrid auf dem Scheiterhaufen

„Ich werde nie wieder nach Schweden zurückkommen", erklärte Ingrid Bergman auf einer öffentlichen Veranstaltung in Stockholm. Leidenschaftlich wehrte sie sich gegen die vernichtenden, beleidigenden Kritiken der schwedischen Presse. Man hatte ihre „Jeanne d'Arc" restlos verrissen. „Sie ist ja keine Schauspielerin im üblichen Sinne", schrieb Starkritiker Stig Ahlgren. „Sie reist herum und zeigt sich für Geld. Vorführer ist Roberto Rosselini, mit welchem sie drei Kinder hat und einen Rolls Royce. Mit Kunst hat diese herumkutschierende Gesellschaft nichts zu schaffen." Die Öffentlichkeit unter Führung der angesehensten Journalistin Schwedens, Barbro Alving, beantwortete Ingrids Mut und Konsequenz, mit der sie ihre Kunst und ihre Familie verteidigte, mit einer Flut von Blumen und Sympathie, die allen Ärger wieder hinwegspülte.



DAS A UND O *an Diors schönstem Abendkleid der Frühjahrskollektion sind die zufällig wirkenden Falten, die aber Absicht sind. Durch eine kleine Krinoline unter dem gebauschten Taftrips rückt Dior seine neue Linie vom großen H zum großen A, und man darf vermuten, daß er mit seinem Alphabet noch lange nicht am Ende ist* FOTO: Flachenecker





MARGARET WAR EMPÖRT *Als Krönung und Abschluß der zahlreichen peinlichen Zwischenfälle, die sich am Rande der „Freundschaftstour durch Westindien" zwischen Offiziellen, Reportern und Bevölkerung abspielten, verprügelten eingeborene Polizisten vor den Augen der Prinzessin den Fotoreporter der Londoner Millionen-Zeitung „Daily Sketch". Englands Presse lag während der ganzen Reise im Kampf gegen Hofmarschälle und Regierungsvertreter, deren einzige Aufgabe darin zu liegen schien, die Prinzessin hermetisch von ihrer Umwelt abzuschließen. Die Presse erhielt Genugtuung. Der Gouverneur der Bahamas, der Herzog von Ranfurly (links), mußte sich auf Befehl Margarets bei dem geprügelten Fotografen entschuldigen*

Das Sternchen

Heft 11 • Beilage zum Stern Nr. 11 vom 13. März 1955

BLEIB IM SATTEL

RÄT DER COWBOY HI
SEINEM FREUND RALPH
IN UNSEREM ROMAN



Kinder haben Sternchen gern — Sternchen ist das Kind vom Stern

JIMMY das Gummipferd

















Zirkus im Winterschlaf

Artisten und Tiere im festen Quartier

„Der Zirkus kommt!" — das werden wir bald wieder hören, und überall kleben die großen bunten Plakate wieder an den Wänden. Der Zirkus kommt mit dem Frühling. Aber wo kommt er her, wo war er den ganzen Winter über! Ein bißchen traurig sind die Wintermonate für die Artisten und für die Tiere: es ist kalt, zu verdienen gibt es auch nichts und doch wollen alle satt werden. Der Zirkus Brumbach überwintert jetzt schon zum drittenmal in den Hallen einer früheren Munitionsfabrik, in der Nähe von Ingolstadt. Zum Ausruhen kommen sie alle nicht, die dressierten Raubtiere dürfen nicht aus der Übung kommen, die Artisten müssen ihre Gelenke geschmeidig halten, denn wenn es im Frühjahr endlich wieder losgeht, soll das Publikum auch nicht enttäuscht werden. Oft ist es auch so, daß der Direktor im Herbst viele seiner Leute entlassen muß, weil er sie nicht ernähren kann. Für sie muß der Staat sorgen, bis nachher wieder die Sonne lacht. Niemand wartet sehnsüchtiger darauf als die Zirkusleute, denn die erzwungene Ruhe ist ja auch für ihre Arbeit nicht gut. Und wenn sie trainieren, dann müssen sie häufig genug bei mehreren Grad unter Null üben. Aber nun ist der Winter bald vorüber und wir warten auch schon ein bißchen darauf, daß wir wieder in den Zirkus gehen können.



Nur im Winter haben die Artistenkinder einen regelmäßigen Schulunterricht. Da muß alles nachgeholt werden, was bei dem häufigen Schulwechsel im Sommer versäumt wird. „Ich habe alles vergessen", stöhnt das kleine Chinesenmädchen Yfang über ihrer Schiefertafel und ihre Schwester Chuny, die ihr bei den Aufgaben helfen soll, meint auch, ein Handstand hoch oben am Trapez wäre ja viel leichter (Bild rechts).

Der Clown Paulina kümmert sich nach der Probe um den Nachwuchs. Auf Wunsch der Dame hat er sich für die Schlittenpartie noch nicht abgeschminkt und gibt eine Extravorstellung.



Nach der letzten Vorstellung im Herbst, wenn der Zirkus in den Winterschlaf geht, versammeln sich alle mit dem Direktor zu einem Gottesdienst in der großen Manege. Der Zirkuspfarrer hält die Predigt und wünscht, was ihnen am meisten am Herzen liegt: gutes Gelingen im nächsten Jahr.



Das Zelt wird zum letzten Male im Herbst eingeholt und gut zusammengepackt. Im Frühjahr ist es dann soweit: es geht weiter auf Reisen.



Mit Chinesenstäbchen zu essen, ist gar nicht so einfach. Aber Vater Gua besteht darauf, daß seine Kinder mit dem Besteck aus ihrer Heimat umgehen lernen, auch wenn sie in Deutschland aufwachsen.



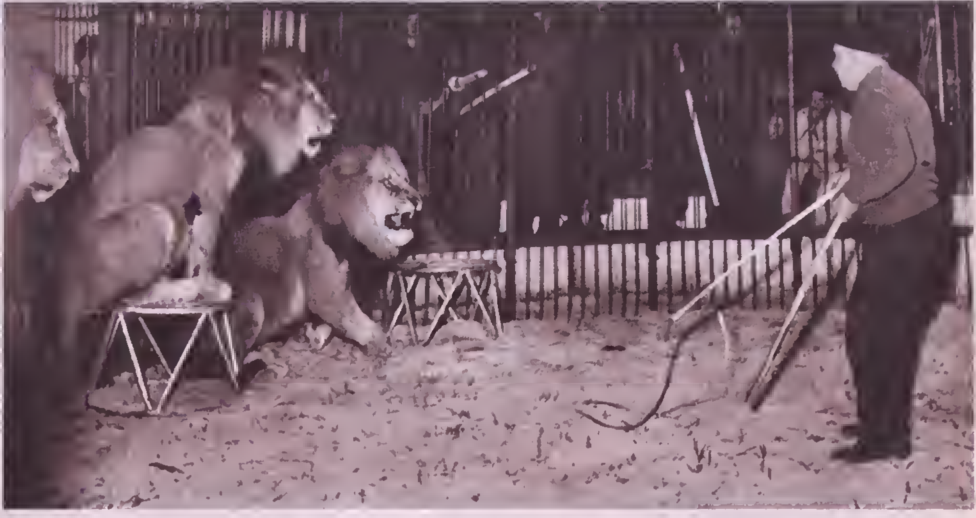
Das Fleisch für die Löwen, Eisbären, Hyänen und Füchse kommt mit dem Auto ins „Raubtierhaus".



Die Eisbären knurren hungrig, wenn der Wärter mit der großen und sehr teuren Fleischpartien kommt.



Eng und niedrig ist der Wohnwagen, aber es muß trainiert werden.



In Übung müssen die Löwen bleiben. Sonst haben sie nachher im Frühjahr alles vergessen, was sie im vorigen Jahr gelernt haben. Alle paar Tage übt der Raubtierdompteur ihre Nummer mit ihnen in der Manege.

DAS KLEINSTE SÄUGETIER

der Welt ist die Zwergwimperspitzmaus. Sie ist nicht viel größer als eine Stechfliege und wiegt nur 2,8 Gramm. Für ihr Farmat kann sie aber eine ganze Menge schädlicher Kleininsekten vertilgen. Diese kleine Maus gehört dem Erlanger Zaalogen Praf. Dr. Stammer, der sie mit viel „Jagdglück" in Jugaslawien fing.



FUR PRINZESSIN MARGARET van England ist dieser Geflügelkarb bestimmt. Diese Bäuerin, die in Kingston in Jamaika wohnt, hat den Korb bereitgestellt, weil die Prinzessin einen Besuch angesagt hat.

DAS NICHT

schluchzt der Junge, der seinen Spielkameraden beim Indianerspielen mit einem Pfeil angeschossen hat — das habe ich nicht gewollt. Betroffen stehen die Winnetous und Old Shatterhands vor dem Verwundeten. Der Schuldige hat sich versteckt. Der 15jährige Schüler Harst Spanknebel hat die Hauptralle in dem neuen Film „Ich habe es nicht gewollt" bekammen. ⇨



ZU WASSER

will der Engländer Danald Campbell mit seinem neuen Düsen - Rennbaot einen neuen Rekord aufstellen. Sein Rennboot „Bluebird" liet auf einer Werft in England vam Stapel. 350 000 DM hat Mr. Campbell für das Boot ausgeben müssen und hofft, daß dadurch ein neuer Weltrekard hereinkommt. Sechs Manate will er noch Versuchsfahrten machen, bevor er starten will. ⇦



PUPPEN-NÄHSTUBE

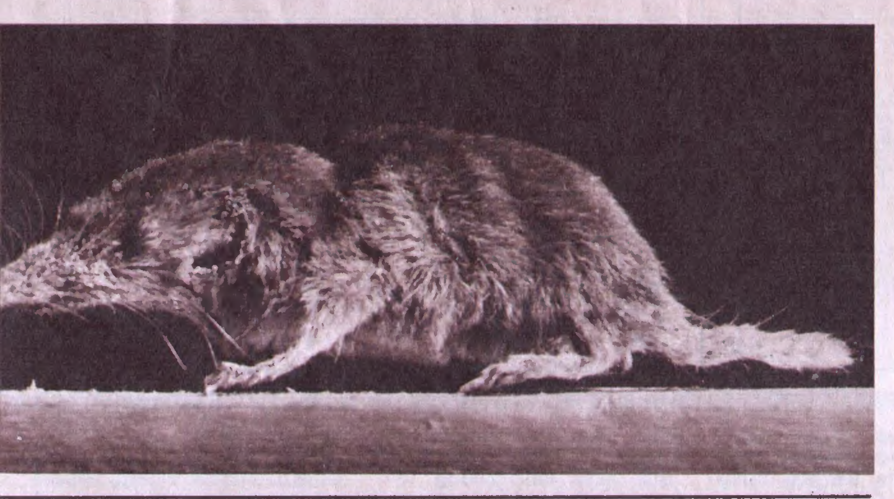
Wer van Euch hätte da nicht Lust, mitzumachen! In Schweden ist ein richtiger Nähmaschinenkursus für Puppenmütter eingerichtet warden mit zwei Näh-Tanten und zehn Nähmaschinen. Mit allen Kleidersargen für die Puppenkinder dürfen die Puppenmütter in die Nähstunde kommen. Sie lernen da nähen, anprabieren, und richtig nach einem Schnittmusterbagen zuschneiden. Ihre Modelle dürfen sie selbst entwerfen und die Staffe und Farben dazu wählen.



Tief gebeugt sitzt Helga über ihrem Schnittmuster. Sie muß es selbst ausrädeln, ausschneiden, der Puppe anpassen und nähen.



Das Einfädeln fällt Anita noch sehr schwer. Sie hat viel Geduld aufzubringen. Aber sie darf sich ja auch nicht var ihrem Puppenkind blamieren das valler Interesse zuschaut. Gleich muß sie es aber haben.





IN 2100 METER HÖHE auf dem St. Gotthard ist zum erstenmal ein Hubschrauber mit acht Tonnen Material gelandet. Das Ölfaß, das gerade herabgelassen wird, wiegt allein 200 Kilo. Im Hintergrund seht Ihr das Bergkrankenhaus.



FRANKREICHS JÜNGSTER MALER der seine Werke auf einer eigenen Ausstellung gezeigt hat, ist der 10jährige Thierry Vaubourgoin. Kunstkenner glauben, daß Thierry noch einmal sehr berühmt werden wird. Hier zeigt er uns das Bild, das er von seinem Vater gemalt hat und das auch ausgestellt war.





Wie gut, daß die Näh-Tanten da sind, die helfen, wenn der Reißverschluß nicht sitzen will.



Die Nähmaschinen surren ununterbrochen und mit hochroten Köpfen achten die Puppenmütter darauf, daß auch keine Naht schief wird. Was soll die Puppe dazu sagen?

SINKEN mußte dieses Boot erst einmal, um dann mit neuartigen Versuchsballons wieder gehoben zu werden. Die Ballons sind aus Nylon und mit Preßluft gefüllt.



TATSACHENBERICHT VON RALPH MOODY

Bis zu der Zeit, da wir auf unsere Farm an der Straße zwischen Fort Logan und Morrison zogen, habe ich meinen Vater nie wirklich richtig gekannt.

Das war kurz nach meinem achten Geburtstag, am Ende des Jahres 1906. So lange wir in East-Rochester in Neu-England wohnten, arbeitete Vater in der Sägerei, aber das schadete seiner Lunge. Im Winter, bevor wir wegzogen, lag er krank im Bett; das war in dem Jahre, in dem Hal einjährig geworden war.

Unser Vetter Phil, der in Denver wohnte, besuchte uns in jenem Frühling, und zwar genau an dem Tage, da sich Vater so weit erholt hatte, daß er die Arbeit wieder aufnehmen konnte. Mir gefiel Phil sehr. Er hatte einen Goldzahn und trug einen steifen Hut, der ihm schief auf dem Kopfe saß. Und er handelte mit Aktien von Goldminen.

Eines Nachmittags, als Grace und ich aus der Schule heimkamen, sprach er mit Mutter in der guten Stube. Ich konnte ihnen nicht lange zuhören, denn Mutter hieß Grace und mich mit unsern kleinen Geschwistern Philip und Muriel im Garten zu spielen, bis es Zeit zum Nachtessen sei. Was ich aber von der Unterhaltung hörte, waren Phils Worte: „Aber Molly, eine Farm in Colorado, das gibt so gut wie keine Arbeit. Wir haben 365 Sonnentage im Jahre, und alles, was man tun muß, ist im Frühling den Samen auszustreuen und im Herbst die Ernte einzubringen. Ich mit meinen Verbindungen, ich könnte euch den schönsten Hof im ganzen Staate vermitteln, eine Farm, auf der ihr so viel Milch und Butter und Käse habt, als ihr überhaupt nur essen könnt, und dazu würdet ihr noch den halben Jahresertrag an Getreide für euch behalten können. Ich sag dir, nach kurzer Zeit ist Charles ein anderer Mensch, und er macht dir dort in einem Jahr so viel Geld, wie hier in East-Rochester in seinem ganzen Leben."

Vater und Mutter glaubten offenbar, was er sagte. Den ganzen Sommer und Herbst über standen sie mit ihm in Briefwechsel. Dann, kurz nach Weihnachten, waren wir entschlossen und bestiegen den Zug nach Denver, die ganze siebenköpfige Familie: Vater, Mutter, Grace, Muriel, Philip, Hal und ich. Grace war zwei Jahre älter als ich, die andern Geschwister waren jünger. Den ganzen Weg westwärts malte ich mir aus, wie groß wohl das Haus und die Scheunen unseres Hofes seien und wie viele Hunderte von Kühen und Pferden wir halten würden.

Es war spät, als wir in Denver anlangten und wir mieteten ein Zimmer in einem kleinen Hotel an der 17. Straße. Am andern Tag lieh uns Phil seinen leichtgebauten, mit Gummireifen versehenen Wagen und Prinz, sein schlankes, nußbraunes Wagenpferd. Vater erlaubte mir mitzufahren, um mit ihm und Mutter unsern neuen Hof zu besichtigen. Ich brauchte ihn nicht einmal erst darum zu fragen. Ich glaube, er wußte, wie sehr ich darauf brannte.

Wir konnten unser neues Haus schon aus mehreren Kilometern Entfernung erkennen. Wir wußten, es mußte das unsrige sein, denn Phil hatte gesagt, es liege dreieinhalb Meilen westlich von Fort Logan und sei das erste Haus an der Morrison-Fahrstraße. Von der Anhöhe hinter dem Fort aus schien es wie ein winziges Puppenhäuschen an der Kante eines großen Tisches, dessen braunes Tischtuch rings um das Häuschen flach gestrichen war. Es lag sehr nahe an der Kante des Plateaus, dort, wo sich das Land nördlich gegen Bear-Creek-Valley absenkte. Weiter südlich war braunes, welliges Hügelland, als ob das Tischtuch dort leicht zerknittert worden wäre. Nicht viel weiter hinten, gegen Westen, erhoben sich größere Hügel, wie auf dem Tisch liegende braune, goldene Brotlaibe. In der Ferne glitzerten die schneebedeckten Gipfel der Rockies.

Als wir näherkamen, sah unser künftiger Wohnsitz weniger nach einem niedlichen Puppenhäuschen aus, sondern nach dem, was er eben war: ein schäbiges, kleines, einstöckiges Dreizimmerhaus, das so, wie es dastand, von Denver her hier heraustransportiert worden war. Es ruhte auf vier von der Transportfirma unterlegten Tragbalken und hockte in der Ecke eines nicht eingezäunten Abschnittes von unfruchtbarem Steppenland. Der Kamin war eingestürzt, und die meisten Fensterscheiben waren zerschlagen. Als wir vom Fahrweg abbogen, schoß ein Hase unter dem Hause hervor und suchte zwischen Kaktusgruppen und Unkrautbüschen das Weite. Aber immerhin, es sollte unsere Farm werden; mir schien es nicht übel.

Vater und Mutter sagten kein Wort. Aber als ich aufschaute, bemerkte ich, wie die Muskeln von Vaters Wangen sich dehnten und zusammenzogen. Das Arbeiten dieser Muskeln war immer ein Zeichen, daß Vater versuchte, nicht zornig zu werden. Mutters Gesicht war so weiß wie Hals gestricktes Mützchen, und ihre Augen sahen aus, als ob sie zu weinen beginnen würde. Aber sie hielt die Tränen zurück.

Nachdem Vater das Pferd festgebunden und Mutter aus dem Wagen geholfen hatte, hielt er mich hoch, damit ich durch die Fenster ins Haus sehen konnte. Es gab nicht viel zu sehen. Der Boden war mit Glasscherben und Gips bedeckt, der von Decke und Wänden gebröckelt war.

Während ich noch immer durch das Fenster schaute, sagte Mutter: „Charly, ich kann mir nicht vorstellen, wie in aller Welt wir es schaffen können, mit nur 387 Dollar. Ich habe natürlich erwartet, der Besitz bestehe aus festen Gebäuden und Vieh und Maschinen. Wir werden sehr sorgfältig einteilen müssen." Ihre Stimme klang heiser, sie schien tief aus ihrer Kehle zu kommen.

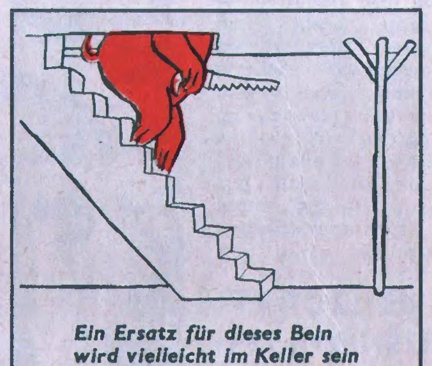
Vater sagte nichts, bis er mich zu Boden gesetzt und Hal Mutter abgenommen hatte. Dann legte er den Arm um Mutters Schulter. Er war sehr groß, und sie reichte ihm nur bis ans Kinn. „Da gibt es nur etwas zu planen und einzuteilen", sagte er, „und das ist der Kauf von Fahrkarten nach Hause, solange wir noch Geld haben. Ich will nicht dulden, daß du in einer derart gottvergessenen Umgebung wohnen mußt."

So verharrten sie zwei oder drei Minuten lang, während Vaters Hand über Mutters Schultern strich. Kein Laut war zu hören, außer dem trockenen Husten, den Vater damals hatte. Als Mutter ihren Kopf wieder hob, waren ihre Lippen hart zusammengepreßt, und in ihrer Stimme lag kein Zittern mehr: „Die Bibel sagt: ‚Hoffe auf den Herrn und tue Gutes, bleibe im Lande und nähre dich redlich.' Gottes Hand hat uns hierher geführt. Wir haben dem Rad des Schicksals in die Speichen gegriffen, und wir werden nicht zurückdrehen."

Am folgenden Morgen weckte mich Vater früher als alle Geschwister und nahm mich mit sich. Wir kauften ein Paar Pferde, einen Wagen und Zuggeschirr. Es waren alles Gelegenheitskäufe, alt, aus dritter und vierter Hand, aber die Dinge gehörten nun uns, und ich war stolz darauf. Vater ließ mich die



Unser Nashorn dick und schwer, trug der Küchenstuhl nicht mehr


Ein Ersatz für dieses Bein wird vielleicht im Keller sein


Dieses Stück hier, möcht' ich meinen, gibt das vierte von den Beinen

Wollt ihr mehr über Reinhold erfahren! Wo er herkommt, was er in Indien, in Amerika und in Garmisch-Partenkirchen erlebt hat — das alles findet ihr im

Pferde benennen. Ich taufte den Schimmel Bill und das andere Nig.

Zwei Wochen lang standen wir jeden Morgen vor der Dämmerung auf. Zuerst holten wir die Gelegenheitskäufe ab, die Mutter für die Möblierung des Hauses ausfindig gemacht hatte. Dann kauften wir auf dem Wege zur Farm gebrauchte Bretter, Pfähle, Mörtel, Glas und andere Dinge, die wir brauchten. Nachher arbeitete Vater und hörte nicht auf, bis es so dunkel war, daß er den Nagel, den er ins Holz trieb, nicht mehr sehen konnte.

Vater nahm einen Mann in Dienst, der ihm helfen mußte den Brunnen zu graben, und manchmal fuhr auch Vetter Phil hinaus und arbeitete mit uns an der Scheune. Sie hatte nur drei Wände und ein Wellblechdach.

hervorgesucht hatte, gingen wir hinüber zum Hotel und luden alles auf, was wir für die einzige übrigbleibende Nacht entbehren konnten. Wir mußten auf den Zehenspitzen hineinschleichen, um die Dinge zu holen, denn alle Geschwister, auch Grace, schliefen noch. Seit dem vorangehenden Sonntag hatte ich sie nicht anders als im Schlafe gesehen.

Die Sonne stand kaum über dem Horizont, als wir vor einer Futterhandlung außerhalb von Denver haltmachten. Vater kaufte einen Sack Hafer und vier Bündel Heu, und wir fütterten die Pferde. Während sie fraßen, gingen wir zu einem kleinen Laden, der weiter oben an der Straße lag, und Vater kaufte eine Flasche Milch und einen ganzen Apfelkuchen. Wir setzten uns auf die Straßenböschung

Phil war an jenem Nachmittag auch herausgekommen und half uns beim Bau der Latrine. Vater sägte die dicken Pfähle und fügte sie zusammen. Während er Tür und Sitz herstellte, sägte Phil Bretter und nagelte sie zu Wänden und Dach zusammen. Er sägte einige zu lang und andere zu kurz. Nach einer Weile warf er das zusammenklappbare Metermaß Vater zu und sagte: „Dieser verdammte Meterstab





Vetter Phil sagte: „Eine Farm in Colorado, das gibt keine Arbeit. Den schönsten Hof könnte ich Euch besorgen!"

Donnerstag abend war der Bau der Scheune beendigt, Vater hatte einen neuen Kamin gebaut, den von der Decke gefallenen Gips ersetzt, in allen Fenstern Scheiben eingefügt und eine Vorder- und eine Hintertreppe angebracht. Nichts blieb zu bauen übrig als die Latrine.

Es war genau fünf Uhr morgens, als Vater und ich am folgenden Morgen zur Güterrampe fuhren. Nachdem der Beamte unsere beiden großen Koffern

neben den Wagen und aßen. Vater verstand es wirklich, ein gutes Frühstück zu kaufen.

In Fort Logan hielten wir vor der Handlung von Mr. Green an, und Vater kaufte soviel Lebensmittel, daß ich glaubte, wir könnten überhaupt nie damit fertig werden, sie zu essen. Da gab es ein ganzes Faß Mehl, einen Zentnersack weiße Böhnchen, gesalzenes Schweinefleisch, Sirup, Zucker und eine Kiste Kondensmilch. Lange vor Mittag erreichten wir unser Haus.

ist nicht genau, Charly." Vater klappte das Metermaß zusammen und steckte es in seine Tasche. Er sagte nichts, aber als Phil sich entfernt hatte, um neue Bretter zu holen, meinte er zu mir: „Wenn du stets daran denkst, zweimal zu messen und einmal zu sägen, dann kommt die Arbeit recht heraus."

Unsere letzte Tätigkeit, bevor wir abends aufbrachen, bestand darin, daß wir Bill und Nig in ihrer neuen Scheune anbanden. Vater hängte auch ihr Zuggeschirr an Nägel, die er hoch oben in die Wand getrieben hatte. Er sagte, man hänge sie so hoch, damit die Präriewölfe sie nicht zernagen können.

Die Sonne war untergegangen. Der Himmel hinter den Bergen glühte. Ich blickte zurück auf die Häuser, als Phil uns nach Denver zurückführte. Gegen nichts in der Welt hätte ich unsern Hof eintauschen mögen.

Eine Schmalspurlinie der Colorado- und Southern-Eisenbahn zweigte in Petersburg-Junction von der Hauptlinie ab, führte die Bear-Creek-Schlucht entlang nach Fort Logan, wo sie gegen das Hochplateau anstieg und dann gegen Westen nach Morrison lief. Es war eine einspurige Linie, und sie ging mitten durch unsern Besitz. Passagierzüge verkehrten keine, aber jeden Tag einmal wurde einem der Güterzüge ein Personenwagen angehängt.

Samstag morgen früh wartete die ganze Familie beim Depot, und Vater fragte den Zugführer, ob man den Zug bei unserm Hause anhalten könnte, um uns aussteigen zu lassen. Als wir aus dem Wagen kletterten, ließ der Lokomotivführer drei schrille Pfeifensignale ertönen und wies mit der Hand nach vorn, wo etwas auf dem Geleise lag. Wir alle schauten ebenfalls dorthin. Etwa vierhundert Meter weiter westlich lag eine tiefe Schlucht, die sich das nach den Stürmen zu Tale fließende Wasser gegraben hatte. Die Eisenbahn überquerte sie auf einem hohen Gerüst, und etwas, das aussah wie ein großer schwarzer Wal, schien in dessen Mitte herumzuschwadern. Vater rannte gegen die Spitze des Zuges, und ich rannte ihm nach. Der Lokomotivführer formte mit den Händen einen Trichter vor dem Mund und rief: „Pferd durchs Gerüst gebrochen. Ist es Ihres?"

Ist das Pferd zu retten? Tief unter dem Gerüst liegt die Schlucht und oben, wehrlos zwischen die Schienen geklemmt, bäumt das Pferd, unser Nig, sich gegen den Tod auf. Ihr seht es im nächsten Heft: Vater ist der einzige, der jetzt weiß, was zu tun ist.

Ihr seht es im nächsten Heft



Ein paar Griffe noch zu tun, dann kann Reinhold wieder ruhn



Zwar der Stuhl, er war gesund, doch es brach der Untergrund